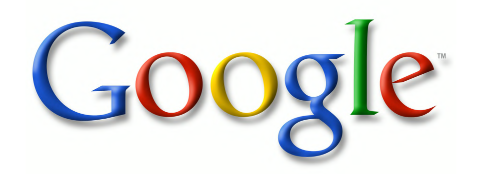
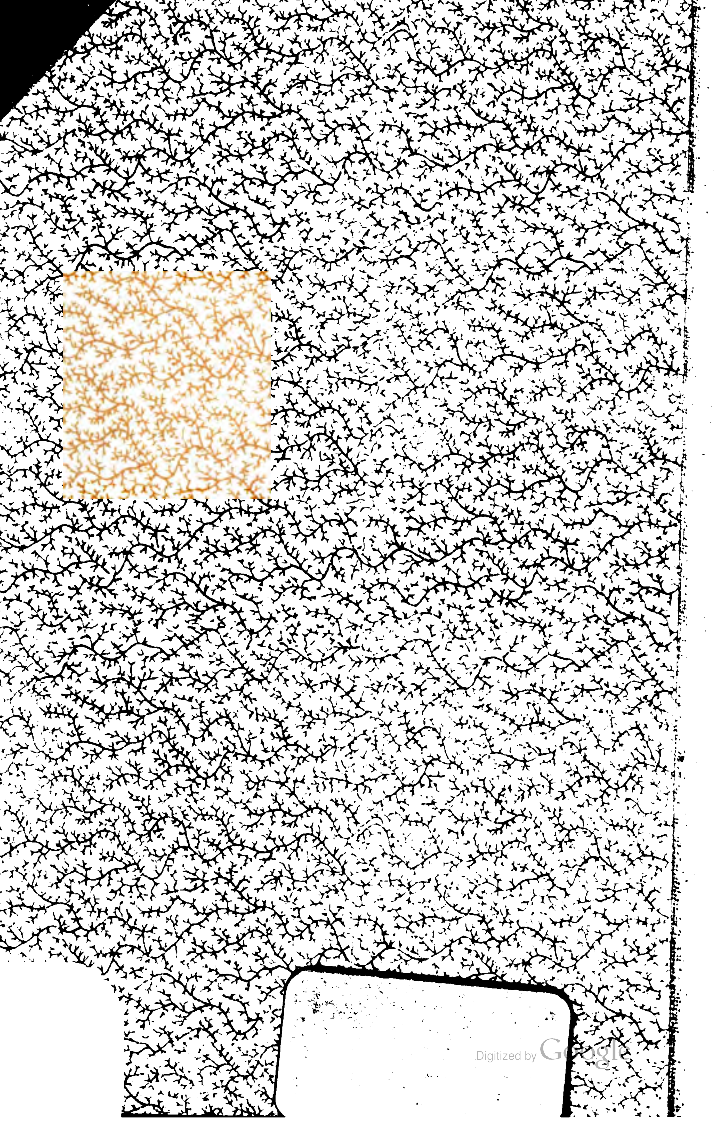
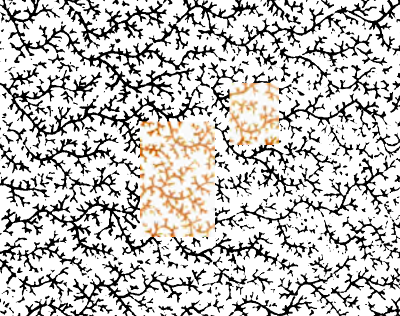
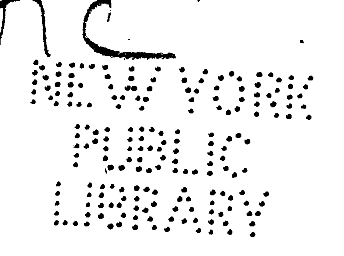







Loan



— 41. —

Bergson's Eisenbahnbücher.

Reisetagebuch.

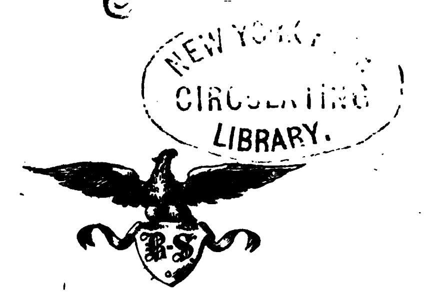
Reisetagebuch

einer

alleinreisenden Dame in Italien

von

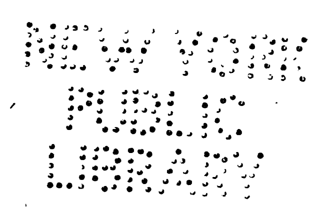
Anna Löhn.



Leipzig,

J. A. Bergson-Sonenberg.

1861.



I.

Liebenswürdige Aufnahme im Palazzo Cambiagi in Florenz, bei Doctor Jovi. Florentinisches Familien- und Gassenleben. Kindererziehung. Grüßen auf der Straße. Erste Bekanntschaft mit dem Eselsgeschrei.

Die Italiener sind ein liebenswürdiges Volk. Ich habe davon unzählige Beweise erhalten. Am Charfreitage 1857 traf ich mit der Diligence von Padua über Bologna kommend in Florenz ein. Ich überlegte, ob ich in den Gasthof gehen oder der Empfehlung in meinem Reisebuche folgen sollte, welche eine möblirte Wohnung im Palazzo Cambiagi bei einer äußerst gefälligen und liebenswürdigen Vermietherin anpries. Ich beschloß endlich in dem Büreau der Diligencen wenigstens nach Palazzo Cambiagi zu fragen. „Der ist zwei Häuser von hier entfernt!“ erhielt ich zur Antwort. Das gab den Ausschlag. Ich ließ mich hinführen und trat durch eine schöne Porta in ein wahrhaft palastartiges Gebäude. Wie die meisten der alten Paläste, hatte auch dieser nur eine herrschaftliche Etage, und im zweiten Stock mit kleinern Fenstern versehene niedrigere Räume für die Dienerschaft bestimmt. Das zweite Stock war das, welches die in meinem Reisebuche gepriesene Wirthin inne hatte. Wahrhaftig, sie verdiente das ihr gespendete Lob! Als ich meine Empfehlung angebracht, war sie zuerst außer sich, mich nicht bei sich behalten zu können, alle Zimmer seien besetzt, aber

geschäftig lief sie noch einmal fort, indem sie mich bat, noch ein wenig zu warten. Sie hatte mir bereits eine andere möblirte Wohnung genannt, und ich stand gerüstet, mich dahin zu verfügen. Aber es that mir schon sehr leid, denn die Frau Doctorin Jovi gefiel mir in ihrer geschäftigen Heiterkeit und ihrer heitern Geschäftigkeit.

Endlich kam sie zurück. „Es geht! es geht!“ rief sie, erfreut, mich behalten zu können. „Ich gebe Ihnen mein Zimmer. Auf vierzehn Tage wird es schon in der Küche auszuhalten sein.“

Sie litt nicht, daß ich ihr dankte. Ich nahm das Zimmer nebst Toilettenkabinet ein, und die Familie zog in die Küche. Kein Glied derselben nahm das übel. Die Küche war groß und geräumig, und es entfaltete sich nun hier ein höchst ergötzliches Familiengemälde.

Die Nonna, die Mutter der Wirthin, präsidirte bei den bescheidenen Mahlen, die an einem riesigen Tische, mit Bänken umgeben, eingenommen wurden. Sie trug stets einen alten, mit dunkler Seide überzogenen, weit über das Gesicht hinwegragenden Hut. Im Anfange glaubte ich sie gerade zum Ausgehen gerüstet zu finden; aber im Gegentheil, die Nonna ging nie aus. Sie trug den Hut, weil ihren Augen, die jedoch noch äußerst lebhaft und verschmitzt funkelten, das Licht nachtheilig war, Sonnen- wie Lampenlicht. Doctor Jovi war ein ziemlich jugendlicher Mann, aber äußerst wenig beschäftigter Arzt. Er sah mir aus wie der jüngere Bruder seiner Frau. Er sprach wenig, lächelte viel, pflegte seine Schönheit, rauchte Cigarren und spielte mit der Nonna zuweilen Karte. Seine Frau schien mir der eigentliche Familien- und Hausvater zu sein. Sie hatte den Geist, die Lebendigkeit, Vorsorglichkeit, Thätigkeit, die man bei uns vom Haupte der Familie verlangt und gewöhnt ist, bei ihm zu finden, während in Italien großentheils die Frauen die Herren vom Hause sind.

Ihre Industrie ist es meistens, die das Ganze unterhält; ihr speculativer Geist schafft die Lebensbedürfnisse herbei, wenn es dem Herrn Gemahl an Gelegenheit fehlt, zu verdienen,

oder an Lust und Energie, die Gelegenheit zu suchen. Doctor Jovi ließ es sich sehr gern gefallen, daß seine Gemahlin durch ihre Erwerbsquelle des Zimmervermiethens ihm ersparte, thätiger zu sein. Er ging früh sehr fein toilettirt aus, und ich traf ihn, wenn ich die Stadt durchstreifte, an allen Straßenecken, wo die Italiener in Gruppen stehen, Bekannte bei Bekannten, um die Vorübergehenden zu mustern.

Seine Bildung schien nicht weit her zu sein. Er las mit Mühe ein lateinisches Recept, das mir ein deutscher Arzt verschrieben hatte, und als ich nach Rom gehen wollte, beabsichtigte er, mich über Bologna zu schicken. „Nein," schrie seine erleuchtete Frau, „über Siena müssen Sie gehen."

Er war es sogleich vollkommen zufrieden und schämte sich ganz und gar nicht, daß er sich so gründlich blamirt hatte.

Bei der dreiarmigen Lampe auf hohem Stiel, saß die Familie Abends beisammen. Sie aßen die mehr als bescheidenen Reste des Mittagsmahles, vielleicht einige Stücke kaltes Rindfleisch, das jedem Familienglied ohne Teller auf den Tisch hingelegt wurde; noch öfterer aßen sie nichts als einige Bissen trockenes Brod.

Die Kinder, ein Knabe von dreizehn Jahren, Lehrling bei seinem Onkel, der Goldarbeiter war, und ein Mädchen von fünf bis sechs Jahren, waren hübsch von Ansehen. Sie hatten feine blasse Gesichter und große dunkle Augen, schönes schwarzes Haar und schlanke, fein gegliederte Körper.

Sie genossen früh nichts als eine elende Brodsuppe, aber nie sahen sie neidisch nach mir, die Kaffee trank, den die Italiener so sehr lieben.

Eine Freundin von der Signora Riccarda Jovi, eine Seneserin, war zu Besuch da; aber zu meinem Staunen sah ich, als die Dame abreiste, daß ihr ebenfalls eine Rechnung vorgelegt wurde, wie allen andern Miethbewohnern. Signora Riccarda nahm jeden Vortheil wahr, und sie mochte Ursache dazu haben, denn sie erhielt ja den Gemahl mit durch ihre Industrie.

Die Freundin saß den ganzen Tag in der Küche bei der Familie und legte die Hände in den Schooß. Sie war klein von

Figur und nicht hübsch, aber dennoch fürchtete sie sich, allein auszugehen, und that dies selbst am Tage nie ohne die Freundin Riccarda. Das hatte zur Folge, daß sie manchen Tag gar nicht an die Luft kam, denn Signora Jovi hatte viel Beschäftigung im Hause und konnte sich selten entschließen, Toilette zum Spazierengehen zu machen. Da saß die Freundin nun in der Küche, träumerisch und nichtsthuend, auch nicht sprechend wie eine Türkin. Sie war fertig für den ganzen Tag, wenn sie sich am Morgen die Haare stundenlang sehr schön frisirt hatte.

Das dolce far niente ist der höchste Genuß für die Italiener, und ihre Genügsamkeit hat großentheils ihre Liebe zum Müßiggange zum Grunde.

Aber reizend sind sie doch in diesem Müßiggange. Wenn ich mir eine deutsche geschäftige Hausfrau denke, und eine unthätige italienische, welch' ein Unterschied! Wie hastig herumfahrend, eckig und ungraziös in ihren Bewegungen, finster und sorgenvoll im Antlitz die erstere! Wie überreich dagegen die Italienerin an reizenden, nachlässigen, graziösen Stellungen! Diese plastische Ruhe, Ruhe in der Bewegung selbst, wenn sie endlich anfangen, lebhaft zu sprechen! Unsere Frauen wüßten in dieser Unthätigkeit kaum, wo sie die Hände unterbringen sollten.

Die Ruhe der Italiener muß man Indifferenz nennen, und in dieser sind sie höchst anmuthig. Die Unterhaltung ist darum angenehm mit ihnen, weil sie schnell in ihren Ideen wechseln. Ihr Ideengang ist rasch, sie kleben nicht, wie die Deutschen meist. Sie quetschen einen Unterhaltungsstoff nicht wie eine Citrone aus. Sie lassen Manches ungesagt, was noch über den Gegenstand gesagt werden könnte, oder schlüpfen andeutend darüber hin. Diese Andeutung geschieht oft durch wenige, aber höchst significante Gesten, kurz, schnell, vorübergehend, wie das Bild in einer laterna magica. So beleben sie einen Unterhaltungsstoff, ohne ihn in ermüdender Weise zu erschöpfen. Sie haben großes geselliges Talent.

Die Erziehung der Kinder in Jovi's Hause war eine rein gelegentliche. Die Italiener sind überhaupt äußerst selten zärtliche Eltern. Sie lieben die Kinder schon deshalb weniger, weil

sie ihnen Mühe machen. Ich habe stets bemerkt, daß die kleinen Geschöpfe sehr gleichgültig behandelt werden und sich selber helfen müssen wie und wo sie können. Dadurch werden sie aber bei Zeiten praktisch und selbstständig. Augusto Jovi war mit dreizehn Jahren, wie ziemlich alle italienischen Knaben, schon vollendeter Cavalier. Er zog mit mir durch die Stadt und widmete mir alle Sorgfalt. Kam ein Wagen, so zog er mich sorgsam bei Seite; war Gedränge von vielen Menschen auf der Straße, so ging er voran und machte mir Platz; hatte ich in einer Kirche keinen Stuhl zum Sitzen, so errang er mir denselben à-tout-prix. Er hatte den hellen Geist seiner Mutter und auch ihren Witz.

Nahm ich ihn mit in ein Kaffeehaus und ließ ihm Eis und Backwerk geben, so nahm er dankend das Gebotene an, zeigte aber nie eine lüsterne kindische Freude über das, was ihm so selten gereicht wurde und was die Italiener, die Verehrer aller Süßigkeiten, so sehr schätzen. Man hätte glauben können, er besuche alle Tage die Kaffeehäuser. Wenn ich bezahlte, bat er mich, ihm das Geld zuvor zu zeigen, weil ich damit noch nicht vertraut genug sei. Einmal im Kaffee Castel Muro hatte mir ein Kellner auf einen Scudo oder Francescone zurückgegeben. Augusto besah das Geld Stück für Stück, indem er bemerkte, es werde jetzt viel falsches in Cours gebracht. Eines dünkte ihm nicht gut und mit Aplomb, wie ein alter Stammgast des Kaffees, warf er dem Kellner das Stück hin und rief laut: „Non è buono! Altra moneta!“ Der Kellner gehorchte unbedingt.

Die Italiener behalten überall die Hüte und Mützen auf, im Hause, im Kaffeehause, oft auch in der Kirche und im Theater. Sie grüßen weniger, fast gar nicht durch Hutabnehmen auf den Straßen, sondern durch eine kurze, winkende Handbewegung. Hutabnehmen ist nur vor Respectspersonen üblich, vor Damen auch nur selten, wenn sie nicht ihrer Stellung, ihres Ranges wegen berücksichtigt werden müssen. In Neapel küssen sich die Bekannten auf der Straße beim Wiedersehen und Abschiednehmen. Das thun Freunde mit Freunden und Freundinnen mit Freundinnen.

Ein kreischendes „Come sta?“ wird manchem Bekannten von einem Trottoir zum andern hinübergerufen, trotz allem Lärm auf der Straße. Der Andere, wenn ihm auch der Ton entschlüpft, sieht doch die angestrengte Bewegung des Freundes, erräth an dem Zucken der Lippen die bekannte Frage, und hat er nicht Lust zum Wiederschreien, so macht er eine Bewegung, zuckt mit den Achseln, schneidet ein saures oder süßes Gesicht, je nachdem er sich befindet, und die Unterhaltung ist beendet. Die Frauen winken sich mit den Fächern oder Sonnenschirmen.

Doch ist die Freundlichkeit, mit der in Italien gegrüßt wird, etwas sehr Wohlthuendes. Der Gruß des Freundes soll ein Sonnenblick im Leben des Menschen sein. Die Italiener machen ihn dazu. Man grüßt in Deutschland sehr kalt und ceremoniell, die Damen grüßen die Herren mit einer Zurückhaltung, die oft in unerquicklichen Ernst übergeht und wovon ihr Inneres meist gar nichts weiß, sondern das Gegentheil empfindet. Der Gruß wird dadurch eine leere Form, eine Unbequemlichkeit, weil man nur aus Gewohnheit grüßt. Er ist dann nicht mehr, was er sein soll — ein freudebringendes Zeichen gegenseitiger Theilnahme. Nicht so der Italiener. Er entfaltet sein freundlichstes Lächeln, wenn er grüßt, er nickt wiederholt und winkt mit der Hand, was alles auf der Straße auszuführen der Deutsche sich „geniren“ würde. Die Frauen neigen den Kopf so graziös als sie können, sie lächeln anmuthig und verbindlich und ihre Augen strahlen einen milden, wohlwollenden Glanz aus. Man kann sich beglückt fühlen durch solch einen Gruß, wenn einem die Person auch durchaus nicht nahe steht. Sind sie aber näher und nah befreundet, so ist die Lebhaftigkeit, besonders wenn sie sich die Hände reichen können, groß. Da ist ein Schütteln der Hände, ein Schreien, ein Fragen, ein Nicken, und nach den Vorübergehenden fragt Niemand, vor ihnen genirt sich Niemand. Man spricht hier überhaupt sehr laut auf der Straße. Jeder erzählt dem Andern seine Angelegenheiten mit erhobener Stimme. Es herrscht allerdings gro-
Geräusch und das Geschrei, welches allein von den zum

Verkauf Ausrufenden herrührt, übertäubt die Stimmen der sich Unterhaltenden.

In der Strada Cacciajuoli ist es unausstehlich. Man rennt sich fast über den Haufen, und die verschiedensten Ausruferstimmen, hoch, tief, kreischend, Mittellage, umschwirren einen wie rasende Vögel. Dazwischen erhebt wieder einmal ein gekränkter Esel seine furchtbare schluchzende Stimme, die aber durchaus keine Aehnlichkeit mit J-a hat. Merkwürdigerweise hatte ich bis Florenz nie einen Esel schreien hören. Eines Nachts erwache ich von einem schrecklichen Geschrei. Halb schien es mir ein furchtbares Grunzen der Wuth, halb ein verzweifelndes schmerzentpreßtes Schluchzen zu sein. Ich war schlaftrunken und bildete mir ein, man prügele einen Menschen auf der Straße dergestalt, daß er in solche Schmerzenstöne ausbräche. Aber ermüdet, wie ich es war, schlief ich bald wieder ein. Am andern Morgen fragte ich die Signora Riccarda, ob sie nicht auch in vergangener Nacht ein wüthendes Geschrei vernommen habe?

Sie antwortete mit Nein, da sie nicht wußte, daß das Geschrei des Esels mir etwas Neues, Fremdes war. Ich beschrieb es ihr und machte noch die Bemerkung, daß es jammervolle Laute gewesen wären.

Endlich brach sie in Lachen aus und sagte: „Ich weiß, was Sie, halb im Schlafe, für Schmerzenslaute werden gehalten haben. Man hat diese Nacht die Schleußen gereinigt. Die Arbeiter werden geplumpt, gelärmt und gepoltert haben.“

Ich beruhigte mich und glaubte von nun an, daß das Schleußenreinigen in Florenz so merkwürdige Töne hervorbringe. Ich sah schon im Geiste eigenthümliche Maschinen, deren man sich dabei bediente und deren Handhabung das Gequieke, das Gekreisch veranlaßt hatte.

Endlich in Rom sollte es mir klar werden. Wir gingen eines Tages nach der Peterskirche, und in der Straße, die dorthin führt, hörte ich denselben Ton. Ich denke, hier reinigt man die Schleußen gar am Tage! Da sehe ich mich um nach der vermeintlichen Maschine. Sie bestand aus einem Esel, der mit

weit vorgestrecktem Halse die jammervollen, grunzenden, grollenden und schluchzenden Töne ausstieß. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen.

Wer aber mag es aufgebracht haben, daß die Esel I-a schreien? Oder haben sie früher so geschrieen und sich nun auch eine neue Melodie gebildet, eine Art Zukunftsmusik?

Die Italiener halten jedoch diese Laute für keine Klagelaute. Im Gegentheil, sie sagen, der Esel schreit so, wenn er zu viel gutes frisches Futter genossen hat. Es sind Töne der übermüthigsten Freude, des Wohlbehagens, weshalb sie auch nur von ihm gehört würden, wenn es im Frühling das schönste, fetteste Gras giebt, das für ihn ein Leckerbissen ist. Ich muß das bestreiten, denn ich habe Herrn Langohr eben so viel und eben so kläglich, ich wollte sagen eben so freudig jauchzen hören, als es kein grünes Hälmchen mehr auf den sonnenverbrannten Wiesen gab, wie im Frühlinge. Ich behaupte und bleibe dabei, diese Töne sind Klagen, Zeichen der Unzufriedenheit, zu denen der Esel in Italien reichlichsten Grund hat.

II.

Eines Knaben Urtheil über die Priester. Wunderglaube, der schwer auszurotten ist. Die Friseure von Fiesole. Die Industrie der öffentlichen Schuhputzer.

Augusto, der dreizehnjährige Erwachsene, der Weltmann in der kindlichen Kutte, wie man sie auch bei uns für die Knaben herstellt, hatte eine große Antipathie gegen die Preti, die Geistlichen. Diese Abneigung ist jetzt bekanntlich allgemein in Italien, aber seine Art und Weise, sich über sie auszusprechen, machte mir viel Spaß. Er sagte: „Sie heulen den ganzen Tag Gebete (fanno urlacci), gehen in langen Röcken wie die Weiber (in sottane) und essen zu viel (e mangiano troppo).“

Neulich fühlte ich ihm mit seinem Wunderglauben ein wenig auf den Zahn. Wir gingen nach Fiesole. Der Berg ist steil, der nach der alten Mutterstadt von Florenz hinaufführt. An einer Krümmung des Wegs machte mich Augusto auf ein kleines Bild aufmerksam, das an der Weinbergsmauer angebracht war. Es stellte die Madonna dar, wie sie ein den Berg hinabrennendes Pferd, das sich der Hand seines Führers entzogen hat, aufhält. Das Wunder hatte sich vor mehreren Jahren zugetragen und war dem Großherzog und seinen Kindern zu Gunsten geschehen, die in demselben Augenblicke die Krümmung des genannten Weges erreichten, als das Pferd wie rasend herabgestürzt kommt. Aber siehe da, anstatt auf den Großherzog und seine Kinder loszurennen, stürzt das Pferd auf das eiserne Geländer zu, welches das Muttergottesbild am Wege schützend umgiebt. Dort zerschellt es sich das Bein und bricht zusammen. Der Fürst und seine Familie, die wohl auch ausgewichen sein mögen, wie jeder ausweicht, der ein durchgehendes Pferd kommen sieht, waren durch die Madonna gerettet worden. Ich fragte Augusto, der mit Andacht die Wundergeschichte erzählte, ob er wirklich glaube, daß die Madonna so viel Kräfte habe, so viele Macht, um das durchgehende Pferd aufzuhalten?

Er bedachte sich ein wenig, nachdem er mich überrascht angesehen hatte, dann sagte er ernsthaft: „Quando non sono forze fisiche, son' forze morale (Wenn es nicht physische Kräfte sind, so sind es moralische).“

Das Bild, welches die Madonna darstellt, die dem durchgehenden Pferde gebietet, sich an ihrem eisernen Geländer das Bein zu zerschellen, ist übrigens schlecht genug. Es ist ein elender kleiner Holzstich in einem noch elenderen schwarzen Holzrahmen. Der Großherzog muß selbst nicht viel von dem Wunder geglaubt haben, sonst hätte er es prachtvoller geehrt.

In Fiesole, wie in vielen andern kleinen Städten Italiens, machte ich die Bemerkung, daß man überall eher frisirt und rasirt werden kann, als in einem Materialladen ein Pfund Kaffee oder Zucker bekommen. Drei Friseurboutiken zählte ich am Markte von Fiesole, aber keinen Material- oder Kramladen,

nicht einmal einen Bäcker. Zwei Kaffee's waren da, aber unsauber und elend. Die Friseure dagegen hatten gut aufgeräumt und schienen immer beschäftigt zu sein.

Auf Kopf und Füße hält der Italiener viel. Man sieht, in den Städten wenigstens, nie solche Strumelpeter und ungekämmte Häupter, wie bei uns auf Schritt und Tritt. Eine gerade und sorgfältig gezogene Scheitellinie furcht die üppigen schwarzen Haare, die nach Pomade duften. Die Frauen machen gern die neuesten Moden in den Haartrachten mit und halten auf schöne Einsteckkämme. Wie z. B. die Trasteverinerinnen in Rom, die in den schwarzen dicken Flechten am Hinterkopf, den glänzend abstechenden vergoldeten oder messingenen Trasteverinerkamm tragen.

Der Bajocco oder Grano (nach unserem Gelde ungefähr 4 Pfennige) reut den Italiener nie, den er für eine neue Auflage Stiefelwichse auf seine Stiefeln und einige gewandte Bürstenstriche darüber hinweg, ausgiebt. Daher auch dort die uns wenig bekannte Industrie des Schuhputzens auf der Straße. Diese Schuhputzer bilden eine förmliche Corporation. Sie machen höhere und niedere Preise, stellen sie fest, aber Jeder nimmt doch gern so viel, als er bekommen kann. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß sie selten im Stande sind, wiederzugeben, wenn man ihnen ein größeres Stück Geld geben muß. Dieser Pfiff gehört wahrscheinlich auch in ihre Statuten. Sie rechnen auf die Eile und auf die Generosität des Kunden, machen lange Umstände, ehe sie wiedergeben und haben immer viel großes Geld, obgleich sie den ganzen Tag meist Kupfer einnehmen.

Die Damen gestatten sich jedoch diese Oeffentlichkeit im Verfahren gegen die Fußbekleidung noch nicht.

III.

Vernachlässigung der Kinder. Ihre Grausamkeit gegen die Thiere.

Ich weiß nicht, ob Signora Jovi eifersüchtig ist. Manchmal will es mir so scheinen. Ich war gestern mit ihr, ihrem Gatten und der Freundin in den Cascinen. Sie nahm den Arm der letztern und überließ mir den Doctor, indem sie in resignirtem Tone sagte: „So sind wir Italienerinnen. Wir überlassen unsern Mann andern Damen.“

Die Kinder werden nicht mitgenommen, wenn wir spazieren gehen. Augusto geht seinen eigenen Weg; man läßt ihn gehen und fragt nicht, wenn er zurückkehrt: wo bist du gewesen? Adele, die Kleine, kommt gar nicht heraus, da sie noch nicht in die Schule geht. Es ist ein gutes, stilles, sanftes Kind, das Alles über sich ergehen läßt. Sie muß die Gäste mit bedienen, will sagen, die Miethbewohner, und wenn sie etwas ungeschickt macht, so schilt Mutter und Großmutter gleich unbarmherzig auf das kleine blasse Wesen. Da die Kinder in Italien kein Spielzeug haben, wie bei uns, so sind sie darauf angewiesen, für ihre Unterhaltung selbst zu sorgen. Es ist dies auch ein Grund, weshalb sie eher selbstständig, eher erwachsen werden. Aber sie kommen bisweilen auf schlechte Gedanken, da nichts für ihre Unterhaltung gethan wird. Ich will damit nicht sagen, daß das bei den unserigen durch Spielzeug vermieden werden kann, nein, die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Allein ich habe bemerkt, daß die italienischen Kinder aus Mangel an todten Gegenständen zu ihrem Zeitvertreib, sich an lebendige halten. Wo sie ein kleines zappelndes Thier, einen Käfer, Heupferd, Schnecke oder einen Vogel auftreiben können, da sind sie glücklich, befestigen es an Fäden, zerren es herum und erlauben sich alle Gewaltthaten. Der angeborne Zug der Grausamkeit und der Freude an grausamem Verfahren, der durch das italienische Volk geht, wird dadurch von Kindesbeinen an unter

stützt. Die Kinder glauben, das Thier fühlt nichts, weil es nicht schreit.

So antwortete mir sogar der große verständige Augusto, als ich ihn eines Tages zur Rede setzte, wie ich ihn eine arme Heuschrecke an einen Stock binden sah. „Non sentono niente (Sie fühlen nichts)!“ antwortete er auf meine Vorwürfe. Als ich ihm das Gegentheil auseinandersetzte, kam seine Mutter dazu Sie gab mir Recht, fügte aber hinzu: „Das ist einmal den Kindern ihr Zeitvertreib.“

Jovi's Dienerin wollte sich halb todtlachen, als ich Augusto über seine grausame Spielerei mit der Heuschrecke Vorwürfe machte. Sie begriff nicht, was ich sagte, sie hielt meine Worte für Scherz.

IV.

Ankunft in Rom. Das Buttergäßchen. Bekanntschaft mit einigen Römerinnen. Sie lieben den Rum und Arrac. Ballschlagen. Ein junger Deutscher in einer italienischen Familie. Die jungen italienischen Damen.

Mein deutsches Gemüth hielt es für ein gutes Vorzeichen, daß mein erster Blick am ersten Morgen in Rom mich belehrte, ich wohne im „Buttergäßchen“. Dieser Name Vicolo del Burro heimelte mich an, und ließ mich die freudige Wahrnehmung machen, daß der Süden in den letzten Jahrzehnten so viel Bekanntschaft mit dem Norden gemacht habe, daß sogar die Buttertöpfe der deutschen Hausfrauen nicht mehr als bezeichnendes Attribut cismontaner Häuslichkeit dastehen.

Der Vicolo del Burro war ein enges Seitengäßchen, in welches die Fenster der Rückseite des Hotel Cesari, in dem ich abgestiegen war, trübselig hineinschauten. Hotel Cesari war gerade mit Reisenden überfüllt, und ich mußte mich für die erste

Nacht mit einem Kämmerlein begnügen, dem ich den Namen Zimmer wegen der Abwesenheit eines Ofens oder Kamins nicht gestatten mochte, und welches so eng war, daß ich und mein Koffer für höchst überflüssige Eindringlinge in den durch ein Bett von bedeutender Größe, einen Tisch und Stuhl schon überfüllten Raum gelten konnten. Fenster und Thüre wackelten und wankten in den Angeln, desgleichen Wirbel und Schloß, landesüblich und gesetzmäßig. Man bemerkte sogleich wieder die Thätigkeit der italienischen Baucommissionen. Hier widerfuhr mir denn auch die Ehre, zum erstenmal von einem Manne bedient zu werden; ich hatte das immer in Reisebeschreibungen gelesen und erzählen hören, aber bisher noch nicht selbst erfahren. In Venedig unterzogen sich Frauen dem Geschäft des Bettüberziehens und sonstigem Zubehör, in Bologna und Florenz desgleichen, aber hier in Rom trat zu meinem anfänglichen Staunen ein alter, weißbärtiger Mann, der für einen Invaliden der alten Garde gelten konnte und sehr stark schnupfte, mit dem Leinenzeug über dem Arme in mein Zimmer und arrangirte mein Lager. Dabei nahm er nicht einmal die Mütze ab, sondern agirte die ganze Zeit bedeckten Hauptes, wie die Juden in der Synagoge, vor mir herum, und bediente sich häufig der Dose, während ich, um seinen Bewegungen freiern Spielraum zu lassen, mich in das nächste Verhältniß zu meinem Koffer brachte und mich darauf setzte. In den römischen Gasthöfen bekommt man nichts zu essen und zu trinken, sie schleppen Kaffee aus den Kaffee's, Speisen und Wein aus den Trattorien herzu. Non fanno cucina, sie kochen nicht, sie beherbergen nur. In einer Hinsicht ist dies nicht übel, man hat keine Verpflichtungen gegen den Herbergsvater, seine mehr oder weniger gute oder theure Kost zu verschlucken, und sonach auch nicht die Unannehmlichkeit, sich scheel ansehen zu lassen, wenn man so frei war, die Mittagstafel zu versäumen. Aber der Gedanke, daß man in der Herberge selbst gar nichts Genießbares auftreiben kann, im Fall plötzlicher dringender Forderungen des Magens, hat auch etwas Trostloses, was an eine Spazierfahrt in den Polarmeeren erinnert. An jenem Abend nun, wo ich mit der Dili-

gence in Rom ziemlich spät angekommen war, mußte ich eilen, aus der Trattorie noch ein Beefsteak und etwas Wein holen zu lassen, weil ich sonst in die Lage gekommen wäre, hungrig zu Bette gehen zu müssen. Bequemlichkeit und Speculation bringen den Italiener nicht so sehr, wie andere Nationen, in Conflict, denn man kann fast immer darauf rechnen, daß er die letztere für die erstere aufgiebt.

Mein überseeisches Verlangen nach einem Stück geklopften Rindfleisches hatte übrigens zur Folge, daß ich im Hotel sogleich für eine privilegirte Beefsteakesserin, will sagen Engländerin angesehen wurde.

Mein erster Blick in den Vicolo del Burro zeigte mir außerdem noch zweierlei von Interesse für mich als Fremde: im Hause gegenüber, also fast handgreiflich nahe, ein Nest voll allerliebster römischer Schneidermädchen, munter wie Canarienvöglein in ihrem Käfig, und unten auf der Gasse einen Haufen Puzzolanerde, der zum Bau bei einem Hause in der Nähe verwendet werden sollte und deshalb mit Kalk vermischt wurde. So unpassend die Zusammenstellung dieser beiden Merkwürdigkeiten von meiner Seite sein mag, so erregte doch beides gleicherweise mein Interesse, und nicht am wenigsten das classische Baumaterial, das so dunkel, violetbräunlich und fein wie Mehl zu meinen Füßen lag, und durch welches die weißen Kalkadern, noch nicht gehörig vermischt, wie die Bänder im Marmor hinzogen.

Die Mägdlein da drüben im Schneiderkäfig spendeten mir, sobald sie mich entdeckt hatten, reichlich Blicke und schwangen ihre Nadeln, als ich ihnen Aufmersamkeit schenkte, nicht ohne koketten Fleiß; der einen, besonders flinken und hübschen Dirne zunächst am Fenster, deren große Jugend mich eben zu rühren begann, las ich eine Bemerkung ab, oder errieth sie vielmehr aus deutlichen Gesten, bei denen Fingerhut, Scheere, Nadel und Alles was zum Schneiderhandwerk gehört, thätig sein mußte. Die Bemerkung betraf mich, sie mußte höchst kurzweilig sein, denn die ganze Nähterschule begann in ein homerisches Gelächter auszubrechen. Indignirt zog ich mich in mein Zimmer zurück, will sagen, in mein Bett, denn der noch übrige

freie Raum gestattete keinen Rückzug, höchstens für eine Spinne oder Fliege. Am Tage vorher hatte ich in der Diligence die erste Bekanntschaft mit einer Römerin gemacht, aber sie war nicht zum Vortheil der römischen Damen ausgefallen.

Kurz vor Viterbo, in einem der auf hohem Bergrücken angehängten, angeklebten Felsennester von alten, halbverfallenen Städtchen, stieg die Frau eines römischen Gemmen- und Cameenschneiders in die Diligence. Sie trat mit einer Freundin oder Verwandtin aus einem jener fensterlosen, ungemüthlichen, dunklen Häuser, welche alle Städte im Kirchenstaat, die auf dieser Straße gelegen sind, als eine unerquickliche, langweilige, traurige Vorrede erscheinen lassen, der zum Glück das göttliche Gedicht „Rom“ nicht entspricht, und die man daher, wenn man Länder wie Blätter eines Buches überschlagen könnte, am liebsten überschlüge. Die Römerin war eine ansehnliche Gestalt, noch nicht alt genug, um nach Landessitte fett zu werden, aber bereits alle Anlage dazu verrathend. Sie hatte grobe, nicht schöne Züge, zu denen die Rosen und Rosabänder ihres modernen Strohhutes sich wie ein Blumengarten zu Tropfsteingebilden verhielten, und obenein viele Sommersprossen und — rothes Haar, das sicherlich nicht gefärbt war, wie weiland die römischen Damen aus Eifersucht auf den eigenthümlichen Haarschmuck der nordischen Barbarenfrauen zu thun pflegten.

In Viterbo verließ uns der letzte männliche Passagier, außer zwei Jünglingen aus Reggio, welche jedoch das Cabriolet dem Innern der Diligence vorzogen, und so waren ich und die Römerin in der Kutsche allein.

Sie schien Neigung zu empfinden, mit mir Bekanntschaft zu machen, da sie gehört hatte, daß ich italienisch sprach, allein sie fing das auf verkehrte Weise an. Sie rückte unter dem Kutschsitz ein Kistchen hervor, nahm eine große Rumflasche heraus, entkorkte sie mit Behendigkeit, setzte an und trank mit großem Behagen. Ich sah ihr erstaunt zu und ahnte, was mir bevorstand. Sie drang mir die Flasche auf und bat mich, mit ihr zu trinken, indem sie immer von Neuem versicherte, daß der Rum sehr gut sei, und daß sie ihn nach Rom hereinpaschen müsse,

weil ein ungeheurer Zoll dies edle Getränk belaste. Sie wischte mit einem unappetitlichen Taschentuche den Mund der Flasche ab und drückte sie mir höchst freigebig in den Schooß. Kein Widerstreben, keine Versicherungen halfen, sie wurde immer heftiger, ich fürchtete die aufregenden Folgen des Rums bei ihr, der, in italienisches Blut gegossen, dasselbe leicht auf den Siedepunkt bringen konnte; deshalb ließ ich ihr zu fernerer Steigerung keine Zeit mehr, setzte gleichfalls resignirt an, tröstete mich dabei in Gedanken mit den schönen Zähnen, welche die Frau hatte, nippte von dem Nektar und setzte, als hätte ich Feuer geschluckt, schnell wieder ab.

„Der ist gut! nicht wahr?“ schrie sie mir zu. Ich schüttelte nur mit dem Kopf und spuckte. Sie sah mich etwas verächtlich an und ich sie, unsere Gefühle begegneten sich in gegenseitiger Geringschätzung. Ich zürnte ihr innerlich ernstlich, denn sie hatte mich im Nu aus dem Kirchenstaate, schneller als ein Luftsegler oder Telegraph, nach Königsberg, Danzig, Posen, Hamburg und derartigen Gegenden geschleudert, wo mir auf früheren Reisen ähnliche Offerten gemacht worden waren, nur mit dem Unterschiede, daß man damals bei so und so viel Grad Kälte trotz aller Pelze vor Frost klapperte, während man hier im Lande, wo die Citronen blühen, vor Hitze hätte umkommen mögen. Ich war aber nie Anhängerin der Homöopathie und verschmähte daher Hitze mit Hitze zu vertreiben.

Meine Römerin dagegen zeigte sich unermüdlich im Kosen mit der Flasche, und ich wagte ihrem feurigen und determinirten Wesen gegenüber die schüchterne Bemerkung, daß sie bei diesen fortgesetzten Bestrebungen, die Flasche zu leeren, nichts mehr nach Rom werde hereinzupaschen haben. Doch mit einem unheimlichen Leuchten ihrer dunkeln stechenden Augen und einem hastigen Griffe nach dem Kistchen unter dem Wagensitze, rief sie freudig: „Cè ancor' un' altra boltiglia (Da ist noch eine andere Flasche)!“

In diesem Augenblicke erschien mir die Römerin wie ein Fischweib aus der französischen Revolution, sehr geeignet, eine Königin mit Schmähungen und Drohungen zur Guillotine zu

begleiten. Ihr rothes Haar schien mir in Flammen aufzugehen, die Rosen und Rosenknospen auf ihrem Hut kamen mir vor wie rothe gekupferte Nasen, die das Gesicht weissagend umstarrten, und Bänder und Halskrause umflatterten die Donna wie die unheilvolle Tricolore. Sie zeigte mir ihren Paß, sie war 25 Jahre alt. Ich war nicht abgeneigt, ihr eine erbauliche Rede über den Trunk und seine Folgen zu halten, denn bei 25 Jahren war noch an Besserung zu glauben, allein es war sonderbar, der Genuß des Rums hatte keinen Einfluß auf die Stimmung meiner Reisegefährtin, sie wurde weder aufgeregter, noch schläfrig. Ich dachte daher: „Abgestumpft! weg mit der Rede."

In Rom angelangt, hatte die Frau nur einen Gedanken, nämlich die Rumflasche vor den Zollbeamten zu bergen. Sie überließ ihr übriges Gepäck, das sehr schlecht verwahrt war, vertrauensvoll den Facchini der Diligence, und stürzte mit der gläsernen Geliebten unter dem Shawltuch, aus dem Wagen hinaus in die Nacht und verlor sich in den Winkelgäßchen zunächst an Piazza Madama.

Rum scheint übrigens ein Lieblingsgetränk der Römerinnen zu sein, denn als ich kurze Zeit darauf eines Abends in meinem Privatlogis die Familie der Wirthin bei der Feier eines Familienfestes in der Küche versammelt fand, bestanden die Genüsse, die man dem Gaumen bereitet hatte, wieder aus Rum und einer Art altbackenem Aschkuchen, der kaum noch zu schneiden war. Da die Gesellschaft meist aus Damen bestand, darunter die Schwester der Wirthin, die ein Kind an der Brust hatte, so konnte ich nicht glauben, daß das braune Flüssige in den kleinen Wassergläsern abermals Rum sei. Aber sie boten mir nur zu bald von dem brennenden Safte an, und ich gewann die Ueberzeugung, daß, wie Figura zeigte, die Kinder schon mit der Muttermilch die Liebe zu dem Matrosengetränk einsaugen. Auch die größern Kinder der Wirthin und der Schwester, Mädchen und Knaben, lieferten den Beweis dafür, denn sie sahen mit Mißbehagen auf das Glas Rum, das mir gereicht wurde, welches ich aber zu ihrem Troste und ohne ferner genöthigt zu werden, wieder zurückgab.

Meinen ersten Gang durch Rom that ich in Begleitung meiner neuen Wirthin, denn ich hatte mir ein Privatlogis genommen und wohnte nun auf Monte d'Oro, unweit des Corso und gegenüber der Häuserburg, dem kleinen Stadtviertel, will sagen dem Palazzo Borghese. Meine Wirthin geberdete sich sehr einschmeichelnd und stellte mir die Sache sehr leicht vor, wie ich in ihrer Gesellschaft, höchstens noch mit ihrer Schwester und vielleicht noch eines der Kinder dabei, ganz Rom kennen lernen könnte. Sie führte mich an die Trajanssäule, und während ich dies Riesenwerk anstaunte und mit den Augen maß, erzählte sie mit enormer Zungengeläufigkeit, daß in die Tiefe des Forums, worin die Trajanssäule steht, die ganzen überflüssigen Katzen Roms geworfen werden, um dort zu verhungern. Da sei denn alsdann das Forum pien', pien', pien' di gatti (voll, voll, voll von Katzen), demonstrirte sie mir und die Thiere heulten, schrieen und wehklagten vor Hunger und fräßen sich untereinander an, wenn mitleidige Menschen ihnen nicht genug Speise hinunterwürfen. Sie wollte sich halb todt lachen, die Dame im eleganten Spitzenhute und Foulardkleide, wenn sie an die Sprünge dachte, welche die verzweifelten Thiere da unten machen, und wie sie an den Wänden in die Höhe laufen und wieder herabfallen, weil selbige zu hoch und glatt sind. Ich aber ärgerte mich und war empört darüber, daß man auf diese Weise dem besten und größten Kaiser Roms alljährlich eine mehrtägige Katzenmusik bereitet, denn seine Säule steht für ihn da, und diese stolze, kühne Stellvertreterin sollte mehr geehrt werden.

Aber die modernen Römer wissen nicht, was und wer ihre Vorfahren waren, und wenn man Rom genießen will, muß man sich aller Vergleiche auf dem angedeuteten Gebiete enthalten. Ueber dem Eisengeländer, welches das Forum Trajans umgiebt, hängt tagtäglich die nasse Wäsche jenes Stadtviertels zum Trocknen da, und liederlich und schlecht gekleidete Weiber und Kinder hüten sie. O, Trajan, welche Flaggen des Triumphs zieht man dir auf! Zu Hause angelangt, gab mir die Signora Annunziata Alba, so hieß meine rundliche Wirthin (ein einst berühmtes Modell), den glänzendsten Beweis ihrer Bildung. Sie führte

mich in das Atelier eines ihrer Abmiether, der, wie ich später erfuhr, sie selbst mit gemiethet hatte, eines russischen Malers, und zeigte mir das Bild, woran er arbeitete. Es stellte eine neapolitanische Winzerin mit einem Korb voll Trauben auf dem Kopfe dar. Die Züge der Signora Alba verfinsterten sich ein wenig, als sie mir erzählte, eine Forestiera (Fremde) sitze ihm dazu. „Eine Forestiera?“ wiederholte ich. „Aber sie sieht ja ganz italienisch aus, diese Fremde!“ „Nein,“ sagte die Signora Alba etwas verächtlich, „sie ist eine Napoletana.“

„Aber dann ist sie ja keine Fremde, dann ist sie doch eine Italienerin, wie Sie,“ rief ich aus. „Spricht sie denn nicht italienisch?“

„Ja,“ antwortete die Wirthin, „aber sie ist dennoch eine Forestiera.“ Es war ihr nicht auszureden, daß die Neapolitanerin eine Fremde sei, und ich gab jede fernere Beweisführung so großer Stupidität gegenüber auf.

Im Vatican traf ich die Jünglinge aus Reggio wieder, die mit mir zugleich in Rom angekommen waren. Ich machte hier die Bemerkung, daß die Italiener alles Schöne, sei es Kunst oder Natur, weit geräuschloser und ruhiger betrachten als wir Deutsche. Das kommt daher, weil sie das Schöne, ja sogar das Schönste zu sehen gewöhnt sind. An das Schauen des Schönen gewöhnt sein, giebt dem Betrachtenden eine dem Gegenstande würdige Sammlung und vornehme Ruhe, sowie im Leben der Umgang mit hochgebildeten ausgezeichneten Menschen jene Glätte und Harmonie des Benehmens giebt, die eben durch nichts Anderes zu erlangen ist.

Eine große Berliner Gesellschaft hingegen, der man es ansah, wie glücklich und stolz sie sich fühlte, es bis Rom gebracht zu haben, geberdete sich so laut wie ein Schwarm wilder Gänse, wenn sie sich auf einem Teiche niederlassen wollen.

Im Ballschlagen nehmen die heutigen Römer noch einen kleinen Anlauf zum antiken Gladiatorenthum. Alfieri sagt irgendwo: La pianta uomo nasce più robusta in Italia, che in qualunque altra terra (Die menschliche Pflanze gedeiht kräftiger in Italien als sonst irgendwo in einem Lande). Das zeigt sich

besonders bei den körperlichen Exercitien, zu deren freiesten und anmuthigsten das Ballschlagen gehört. Einmal sah ich es des Sonntags im Tempio della Pace, später in Villa Borghese und an andern geräumigen Plätzen. Im Tempio della Pace später noch ein zweites Mal.

Die ehrwürdigen, erhabenen, riesenhaften Ruinen schauten meinem Gefühl nach freilich sehr höhnend auf dies kindische Geschlecht herab, das sinn- und bewußtlos dort spielte, wo einst ernste, welterschütternde Begebenheiten verhandelt wurden und die hohe Idee des Friedens und der Eintracht in einem himmelanstrebenden Baue die edelste, großartigste Verkörperung fand, die Menschenhänden möglich ist.

Die Ballschläger hatten ein großes Publicum, welches sich in einem weiten Kreise um sie herum postirt hatte. Auf riesigen Ruinen, die, herabgefallen von den großen Wölbungen des Tempels, doch nur ein kleines Theilchen des ungeheuren Ganzen bildeten, hockten Kinder, welche, um besser zu sehen, die Höhe der majestätischen Reste erklettert hatten. Die Ballschläger waren junge Handwerker, auch Kellner aus unserer Trattorie, herrliche, schlanke, gewandte Gestalten, an denen Luft und Sonne das gethan hatte, was Nahrung und Getränk nicht vermochten. Bewunderungswürdig war ganz besonders die Ausdauer, mit der sie die Sache trieben. Es ist nichts Leichtes, die großen starken Lederbälle mit dem schweren Holzhandschuh, welcher die rechte Hand umgiebt, mit solcher Gewalt und Kraft zurückzuschlagen, daß sie in hohem, regelrechtem Regenbogen den sehr entfernt stehenden zweiten Schläger erreichen, der sie dann ebenso kräftig wieder zurücktreibt. Oft stehen auf jeder Seite zwei Schläger und zwei oder drei Bälle cursiren zu gleicher Zeit. Jeder sucht dann mit möglichster Eile und Sicherheit zugleich den ihm zunächst herabfliegenden Ball aufzufangen, um Zeit zu gewinnen, dem andern, der unterdessen schon wieder auf ihn zukommt, entgegenzulaufen und durch einen derben Schlag zurückzuschleudern, damit ja keiner die Erde berühre. Das ist die größte Kunst dabei, den Ball nie aus der Luft auf die Erde gelangen zu lassen. Die Anstrengung ist nicht gering, aber die

Ballschläger entfalten dabei unbewußt die ganze Grazie, Gewandtheit und Gelenkigkeit und in den Stellungen die ganze Plastik, die dem Südländer angeboren ist. Da ist nichts Plumpes, da ist keine Unbeholfenheit, da rettet denjenigen, der um öfteren Versehens willen ausgelacht wird, seine komische Verzweiflung, seine gut gespielte Gleichgültigkeit vor fernerer Belästigung durch Tadel. Dies Spiel zeigt den Italiener in der ganzen Schnellkraft seines Körpers und Geistes. Wie schön machen sie das Entgegenlaufen, das Hinaufschauen zum Ball, der geflogen kommt, wie kühne Stellungen nehmen sie bei dem Ausholen an, wenn sie ihn zurückschlagen wollen; da fliegen die schwarzen Haare, da röthen sich die meist schönen, bärtigen Gesichter, da funkeln die Augen und die weißen Hemden bauschen im Wind. Der Ballschläger geht stets nur in Beinkleid und Hemd, und da das Spiel meist an Sonn- und Feiertagen gespielt wird, ist die Wäsche meist frisch und sauber und nicht von der Arbeit entstellt. Die Zuschauer nun gaben ihren Beifall und Mißfall laut und stürmisch, wie im Theater, zu erkennen, und das Publicum besteht großentheils aus den Vornehmsten eben sowohl als aus den Geringsten. Fliegt ein Ball einmal in die Menge und richtet etwas Schaden und mehr Bestürzung an, so entsteht ein gewaltiger Lärm. Man lacht, man jauchzt, man schreit, und die Getroffenen kreischen: Diavolo! Diavolo!

Vor weniger Zuschauern sah ich den Discus werfen; dies ist eine kleine hölzerne, oft auch steinerne Scheibe, welche an einem Bindfaden, der ihre Peripherie mehrmals umwindet, so wie auch die Hand des Schleuderers, losgeschnellt wird und nun auf einer Landstraße hin, nach einem bestimmten Ziele läuft, hüpft und springt. Unvorhergesehene Hindernisse, wie Steine auf ihrem Wege, nöthigen sie bisweilen, wenn sie gehörig losgeschnellt war, kühnere, höhere Sprünge zu machen, als man denken sollte, und so kam es einmal vor, daß ein solcher Discus einer vorübergehenden Dame gerade nach dem Kopfe sprang. Unfehlbar hätte sie das schwere und mit großer Wucht auf sie zuhüpfende Ding getödtet, wenn nicht ein Herr, der die Gefahr sah, mit schnell vorgehaltenem starken Stocke,

ihm eine andere Richtung gegeben hätte. Aus diesem Grunde wird das Spiel wohl stets an einsamen Orten gespielt, wie in der Nähe des Monte Testaceo und auf dem Wege nach Villa Doria Pamfili, dicht an der trajanischen Wasserleitung. Auch wählen die Spielenden meist die spätern Abendstunden dazu, wo ihnen nur selten ein einsamer Fußgänger noch den Weg vertritt.

Mit ächtem frischen Orangenduft im Taschentuche kam ich glückselig vom Capitol, wo ich im Garten des Dr. Schulze, der auf dem tarpejischen Felsen gelegen ist, diese frische Eau de Cologne gesammelt hatte; ich war ganz erfüllt von der Schönheit der Reiterstatue Marc Aurels. Eine größere Lebendigkeit im vollkommenen Stillstand ist nie geschaffen worden. Das Leben in der todten, ruhigen Bronze ist großartig, und man kann mit Bewundern und Fragen: Woran liegt das? gar nicht fertig werden.

So vertieft in diese Gedanken hätte ich beinahe eine Erzählung überhört, die ein mich begleitender Landsmann zum besten gab, und welche einen Blick in das römische Familienleben thun ließ, weshalb ich sie hier wiedergebe.

Er hatte es anzustellen gewußt, was sonst sehr schwer, ja fast unmöglich ist, Eingang in eine römische Familie des Mittelstandes zu erlangen, wo mehrere heirathsfähige Töchter waren; diese heirathsfähigen Töchter werden in Italien sehr hinter den Jalousien verborgen gehalten, also wirklich jaloux bewacht. Ein junger Mann, der eine davon freien will, muß sie sich bei einer Corsofahrt oder einem Kirchengang einmal so gut als möglich besehen, bei Bekannten und Verwandten, an die er sich macht, Erkundigungen über ihre Verhältnisse und ihren Charakter einziehen, glauben was ihm gesagt wird, und dann keck und direct auf die Heirath losgehen.

Der junge Deutsche aber war ohne Heirathsgedanken und Anträge in die erwähnte Familie gedrungen und lachte sich schon in's Fäustchen, klüger als viele seiner Freunde gewesen zu sein.

Aber siehe da, kaum hatte er einigemal das Vergnügen ge-

nossen, die heirathsfähigen Töchter, ich glaube, sie waren von der Grazienanzahl, unterhalten zu dürfen, so behielt ihn eines Tages die Mutter allein auf ihrem Zimmer (er wäre lieber mit einer der Töchter allein geblieben) und fragte ihn feierlich: „Mein Herr, es ist die höchste Zeit, daß Sie sich erklären, auf welche von meinen Töchtern Sie Absichten haben. Ich bitte Sie, dies jetzt zu thun."

Der junge Manne antwortete verwegen genug: „Auf keine!"

Die Mutter trat betroffen zurück.

„Warum besuchten Sie also unser Haus?" fragte sie staunend weiter.

„Weil man in Deutschland," entgegnete der Kühne, „in dieser Weise die Familien besucht, den jungen Damen den Hof macht und sich vielleicht später einmal entschließt, eine davon zu heirathen, wenn man sie genau kennen gelernt und entschieden hat, welche einem davon am besten gefällt."

„Meine Töchter sind alle gleich gut erzogen, es ist also auch gleich, welche Sie nehmen," hatte die Mutter schnell erwiedert. Der junge Mann darauf: „Ich bin davon überzeugt, allein, eine gefällt einem doch immer besser als die andere, jedoch — das fühlt man nicht so schnell heraus — denn — aber mein Gott! es heirathet sich doch nicht so schnell, meine Verehrte!"

Verstimmt hatte die Mutter geantwortet: „Sie haben also weiter keine Absicht, als meine Töchter in übles Gerede zu bringen, und das ist bei uns hier zu Lande leicht. Dann nimmt kein Mann ein solches Mädchen mehr."

„Aber, mein Gott, Signora, Sie können doch nicht verlangen, daß ich sie alle drei heirathe. Ich glaube, ich würde mit einer gerade genug haben."

Sie Signora hatte den Recken strafend angeblickt und kurz gesagt: „Ich bitte Sie, unser Haus nicht wieder zu besuchen." Darauf war sie erzürnt zur Thür hinausgegangen; die jungen Damen waren zwar sehr unglücklich über das Ausbleiben des artigen liebenswürdigen Deutschen gewesen, aber da er nicht hatte sogleich heirathen wollen, hatte ihn die Mutter peremtorisch ferngehalten.

Dies verdiente mit wenigen Modificationen in Deutschland Nachahmung.

Die jungen Damen höherer Stände werden dort, ich meine in Italien, durchaus zum Nichtsthun erzogen. Sie lernen nichts als ein wenig sticken, ein wenig singen, etwas Guitarre oder Klavier spielen, den Fächer graciös regieren, Gebetbücher lesen, durch die Jalousien lugen, sich putzen, und wenn sie dürfen, spazieren fahren, selten gehen.

Wenn ein Mann sie begehrt und er hat nicht genug Vermögen oder Gehalt, so sagt die Schöne: „Ich heirathe nicht, um zu arbeiten (sondern um zu faulenzen, sollte man hinzusetzen)."

Die Herren, mit denen ich später nach Ancona fuhr, klagten sehr, daß mit einer Signora italiana gar nichts zu reden wäre, als von Bällen, Theatern, Spaziergängen und Kirchen, und das noch in der beschränktesten Weise. Aber, sagten sie, wenn man auf L'amore zu reden kommt, dann werden sie lebendig. Auf die Liebe verstehen sie sich, ohne daß es sie Jemand gelehrt hat.

Ein Professor der Musik, den ich in Rom kennen lernte, sagte mir auch, daß die jungen Italienerinnen in den Musikstunden sehr still und apathisch wären, kein großes Interesse daran nähmen, wenig lernten und überhaupt gar kein Streben hätten. Freilich würden sie auch sehr kerkerlich erzogen und selbst bei einer solchen Musikstunde säße eine Mutter, Tante oder Duenna mit im Zimmer und beobachte Schülerin und Lehrer auf's Strengste.

„Sie werden nicht eher lebendig und feurig," setzte er lächelnd hinzu, „als in den Armen des Geliebten oder des Gatten — nel letto."

V.

Ein Besuch bei der berühmten Improvisatrice Rosa Taddei. Ihr Gegenbesuch. Sie declamirt bezaubernd schön. Ihr Jammer, daß ich nicht katholisch bin.

Ich lernte hier die Improvisatrice Rosa di Taddei kennen, nachdem ich in Neapel ihren Bruder, einen der besten italienischen Schauspieler der Gegenwart, oft bewundert hatte. Erst durch diesen wurde ich auf die Schwester aufmerksam, die mir bei meinem ersten Aufenthalte in Rom nie war genannt worden. Sie lebt sehr zurückgezogen, und nachdem sie der Schwung und die Begeisterung der Jugend, wie sie selbst sagt, verlassen haben, hat sie sich einer ihrer poetischen Richtung und Anschauungsweise angemessenen Beschäftigung ergeben: sie ertheilt Unterricht in der italienischen Literatur.

Durch einen in Rom lebenden Deutschen über ihre Wohnung und die Zeit belehrt, zu welcher Rosa Taddei Besuche anzunehmen pflegt, verfügte ich mich eines Vormittags in die Via Leuconia, ein enges Gäßchen, in welches man vom Palazzo Braschi aus über Piazza Pasquino gelangt. Ich hatte Mühe, die unbedeutende Straße in dem dort beginnenden Gewirr von alten finstern Gassen ausfindig zu machen. Endlich gelang es mir, und in einem kleinen, düstern Hause angekommen, welches das von der Dichterin bewohnte sein sollte, stieg ich zwei finstere Treppen hinauf und entdeckte an einer kleinen Thür eine Karte, auf der „Rosa Taddei" stand. Sie führt nämlich noch immer ihren Familiennamen, nicht den ihres Mannes. Sie hört es gern, wenn man sie Signora Rosa nennt, und unterschreibt sich unter Briefen und Karten ebenfalls so. Ihr Gemahl ist ein kleiner unbedeutender Beamter, ich weiß nicht in welchem Zweige der Verwaltung. Ihre Verhältnisse scheinen durchaus nicht glänzend zu sein, sonst würde Rosa Taddei nicht Unterricht geben. — Ich klingelte an der kleinen Thür, allein Nie-

mand öffnete mir. Da gewahrte ich einen Klopfer und erinnerte mich der beliebten italienischen Sitte, denn die Italiener wollen aus ihren Wohnungen herausgepocht sein. Nach einiger Zeit öffnete sich ein Fensterchen in der Thür und ein zum Ausgehen gekleideter Herr mit dem Hute auf dem Kopfe zeigte sich und fragte, was ich wünsche. Ich hatte noch nicht geantwortet, als er auch schon, nach einer flüchtigen Inspection meines Aeußeren und meiner Toilette, mit freundlichstem Lächeln die zweite Frage hinzufügte: „Wollen Sie zu meiner Frau?“ Ha, dachte ich im Stillen, auch einer von denen, die schon gewöhnt sind, nichts weiter als die Männer ihrer Frauen zu sein! — Auf meine Bejahung öffnete sich mir sogleich die wohlverwahrte Thür und ich befand mich einem kleinen, ziemlich wohlbeleibten bärtigen Herrn gegenüber, der noch in den besten Jahren war und sich als Signore Mazzidolfi auswies, Rosa Taddei's Gatte. Er führte mich unter vielen verbindlichen Redensarten, welche mich hinderten, den Zweck meines Kommens auch nur anzudeuten, in einen niedlichen, stark mit Möbeln gefüllten Salon und ging, seine Frau zu rufen. Inzwischen hatte ich Zeit, das Terrain zu mustern. Im Gegensatz zu wohlhabenderen Italienern, die selbst bei Glanz und Pomp, womit sie sich umgeben, selten Ordnung und Sauberkeit walten lassen, fand ich in Rosa's Salon, so klein er war, Reinlichkeit, Zierlichkeit, Comfort sogar in hohem Grade vertreten. Die Möbels waren nicht neu, aber alle von eingelegter sauberer Arbeit, dicke Teppiche breiteten sich unter den Füßen aus, mehrere Etagèren voll schön und elegant gebundener Bücher waren zur Hand, wo man sich niederließ; einige Tische waren mit Kupferstichen, Bildern und Büchern verschiedenen Inhalts bedeckt. Beide Fenster, die auf die Piazza Pasquino gehen, waren geöffnet, und die frische Morgenluft drang unter weißen, klaren Vorhängen herein. Blumen in Vasen verbreiteten einen angenehmen, nicht betäubenden Duft und erhoben ihre Blüthenstengel bis zur Höhe zweier Bilder, die ich sofort für das berühmte Geschwisterpaar erkannte. Rosa war in schönster Jugendblüthe gemalt; die Aehnlichkeit mit dem in reiferen Jahren dargestellten Bruder, den ich so oft in

Neapel im Tealro dei Fiorenti gesehen hatte und der jetzt ein Mann von sechs- bis achtundfünfzig Jahren sein mag, war demungeachtet groß und unverkennbar. Rosa war in dem Moment vom Maler aufgefaßt worden, wo sie gerade eine poetische Eingebung hat und ihr Auge, von Begeisterung strahlend, der Reflex des innerlichen Vorgangs ist. Ihre Augenbrauen sind leicht emporgezogen, die darunter glühenden dunkeln Sterne treten noch contrastirender hervor, da sie auf dem Kopfe eine weiße, gepuderte Perrücke trägt; der Mund ist sehr wenig, aber mit unnachahmlicher Grazie geöffnet. Der Bruder war in moderner Tracht. Ich erfreute mich an den feinen Zügen, dem äußerst gelungenen lächelnden Ausdrucke des behäbigen, wohlwollenden Gesichts des großen Charakterspielers. Ich hatte so oft seine vollendete Mimik bewundert und sein feines, rundes Spiel angestaunt, das stets von den wunderbaren Blitzen des ächten Talents so überraschend durchzuckt und so unzweifelhaft treffend war, daß man die zahlreichen Nüancen der Art hätte da capo verlangen mögen. — Ich musterte die Bibliothek der Dichterin. Alle große Geister der glänzenden italienischen Literaturepoche, alle bedeutenden Geschichtsschreiber der späteren Zeit, neuere Dichter, mir bekannt und unbekannt, oft verschiedene Ausgaben desselben Werks, einige französische Dichter von der weniger skeptischen Richtung, das fand ich in den verschlossenen, mit Glasscheiben versehenen Bücherschränken. Da ich die Bücher nicht in die Hand nehmen und blättern konnte und Rosa noch immer zu erscheinen zögerte, nahm ich ein Blatt Papier aus der Tasche und las noch einmal, was ich mir darauf, die Dichterin betreffend, aus Fachini's „berühmten italienischen Frauen" verzeichnet hatte.

Nach Fachini ist Rosa Taddei die Tochter des Theaterdirectors Taddei, welcher mit seiner Schauspielergesellschaft die größeren Städte Unteritaliens bereiste. Geburtsort und Geburtsjahr giebt er nicht an. Schon frühzeitig entwickelte sie nicht gewöhnliche geistige Fähigkeiten. Ihr Vater sorgte für guten Unterricht, und sie entfaltete bald, fast ohne sich dessen bewußt zu sein, die schöne Gabe des Improvisirens. Fachini drückt sich

äußerst schmeichelhaft und in ächt italienischer ekstatischer Art über sie aus. Er sagt: „Nel fiore della giovinezza, leggiadra di sembianto, tutt' accesa dall' estro che la soleva, si direbbe un angelo del Paradiso (In der Blüthe ihrer Jahre, reizend von Ansehen und ganz entzündet von der poetischen Begeisterung, die sie erhob, erschien sie wie ein Engel des Paradieses)." „Sie hat," sagt er weiter, „nur wenige ihrer Poesien veröffentlicht. Es wäre zu wünschen, daß sie, um ihren Ruhm zu befestigen, ihre Werke sammelte und ordnete und der Nachwelt die Beweise so glücklicher Anlagen und Talente nicht vorenthielte. Mit Hülfe der Stenographie hat man ihr zwei der schönsten Improvisationen geraubt und sie dem Druck übergeben."

Endlich trat die Erwartete unter den Vorhängen hervor, die ein Zimmer vom andern trennten. Sie ist eher klein als groß, mager und hat eine etwas vorgebeugte Haltung des Körpers. Ich hielt sie für nahezu Sechzig, doch kann ich mich hierin getäuscht haben, da die Italienerinnen so viel früher altern als wir. Auch erschien sie mir später in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung plötzlich jugendlicher. Ihre Züge hatten einen Ausdruck der Freundlichkeit und des Wohlwollens, der mich sogleich lebhaft an den Bruder erinnerte, so daß ich unwillkürlich einen vergleichenden Blick auf das Portrait warf. Ihr dunkles Auge hatte jetzt, statt des poetischen Feuers auf dem Gemälde, einen milden schwärmerischen Glanz, der mich an das Bild „la dévole" von Fabre erinnerte. Ihre Haare, die noch ziemlich dunkel waren, trug sie in kleinen Zöpfen sehr accurat an den Schläfen in Rosetten geschlungen; ein einfaches, aber äußerst kleidsames dunkelbraunes Kattunkleid umhüllte die Gestalt, und eine frische weiße Halskrause bestätigte mir in Verbindung mit ihrem übrigen Aeußern, daß Rosa hinsichtlich der Sorgfalt im Anzug eine rühmliche Ausnahme von ihren Landsmänninnen macht, und daß die Tüchtigkeit ihres Geistes auch in einer gewissen Solidität um und an sich selbst einen Ausdruck sucht und findet. Mit einem Worte, ihre Erscheinung hatte etwas Deutsches, wenn sie auch in Mimik, Sprache, Gesten, Ausdrucksweise und Urtheil noch so sehr die Italienerin beurkundete. Man hat

es bei der Darstellung der Maria Stuart durch die Ristori wieder gesehen, daß ein gewisser Theil des deutschen Elements, im Leben sowohl als in der Kunst, ich möchte es das Geregelte, das Solide desselben nennen, bei bedeutenden Menschen mit dem Excentrischen, mit der Exaltation des Südens leicht verschmilzt, mag dies nun bewußt oder unbewußt geschehen.

Wir wurden bald bekannt. Rosa schien sehr erfreut, in mir eine Kunstgenossin, wenn auch anderer Nation, zu begrüßen, und rühmte mit der den Italienern eigenthümlichen Selbstvergessenheit und Beredtsamkeit, wenn sie sich Deutschen gegenüber befinden, die ihnen artig und aufmerksam begegnen, alles Deutsche, Fortschritt, Literatur, Sitten, Kunst. Sie zögerte nicht, ihre eigene Nation in den Hintergrund zu stellen und den Vergleich zwischen Deutschland und Italien stets zu Gunsten des ersteren ausfallen zu lassen. Sie bewies dabei wirklich einige Kenntniß der deutschen Literatur, auch schienen ihre geographischen Begriffe in Bezug auf meine Heimath etwas klarer und bestimmter zu sein, als bei irgend einem ihrer Landsleute, mit dem ich von Deutschland gesprochen hatte. Lebhaft bedauerte sie, daß die Erlernung der deutschen Sprache von den Italienern nicht mehr gepflegt werde, und als ich die große Verschiedenheit des Idioms und die Schwierigkeit der Aussprache als Grund dafür angab, fügte sie zögernd den Klang derselben als Ursache noch hinzu. Es war dies das erste Mal, daß sie opponirend und kritisch auftrat. Ich sprach ihr einige Verse Schillers vor und suchte sie mit dem Klange unserer Sprache ein wenig auszusöhnen, aber das war unmöglich. Das wohllautbedürftige, fein gebildete Ohr der Dichterin in einer melodiereichen Sprache, wurde von den deutschen Lauten verletzt. Rosa verzog unwillkürlich das Gesicht und machte, indem sie sich bemühte, die Züge schnell wieder in verbindliche Falten zu legen, eine äußerst komische, bittersüße Grimasse. Sie begann nun den Wohllaut und die Tiefe der griechischen Sprache zu rühmen, von welcher sie einige Kenntniß zu haben schien, und nannte sie „la chiave delle lingue (den Schlüssel aller Sprachen).“ Als sie hörte, daß ich Schauspielerin sei, sagte sie, ihr Vater habe sehr gewünscht,

daß sie unter seiner Leitung die Bühne betreten möchte, allein sie habe gefühlt, daß sie vorgeschriebene Worte sich nicht so zu eigen machen könne, um damit eine Charakterschilderung zu formen. Sie würde zu lebhaft den Drang gefühlt haben, vom Eigenen hinzuzuthun und aus der Rolle gefallen sein. Als ich das Gegentheil behauptete, sagte sie etwas, was ich selbst längst empfunden hatte, und das also großen Anklang bei mir fand. Selten, sehr selten, sagte sie, können Dichter sich den Gedanken eines andern Dichters so unterwerfen, daß eine glänzende Reproduction zu Stande kommt. Sie selbst sei nie mit ihrem Recitiren so zufrieden gewesen, als mit dem freien Erguß ihrer eigenen Kraft, wenn sie überhaupt jemals mit sich hätte zufrieden sein dürfen, fügte sie bescheiden hinzu. Ich sprach dasselbe aus, indem ich bekannte, daß ich oft beim Einstudiren großer Rollen in den Stücken unserer besten, von mir hoch geschätzten Dichter, empfunden habe, wie ich nicht frei genug im Innern sei; und zu sehr beherrscht vom eigenen Trieb zum Schaffen, zu sehr erfüllt vom aufgehäuften Gedankenmaterial, um das Fremde so ganz und ungetheilt in mich aufzunehmen, wie es nöthig ist, um mit dem Gegebenen, Fremden wieder selbstschöpferisch verfahren zu können.

Rosa Taddei erzählte, sie habe nie auf der Bühne gestanden, sie habe sich nur in Sälen, häufig in Privatgesellschaften hören lassen. Mit naivem Bedauern, aber in höchst rührender Weise, sprach sie von der entflohenen Jugend, welche allein die Erzeugerin alles Schönen und Großen sei. Schon seit langen Jahren habe sie nicht mehr auftreten können, denn ihre Stimme sei gebrochen. In der That hatte dieselbe fortwährend etwas Heiseres, Rauhes.

Ich bat sie, mir etwas vorzulesen, etwa einen Gesang aus der Liberata, von welcher sie mit schwärmerischer Begeisterung sprach; allein sie entschuldigte sich für diesmal, da sie im Laufe des Vormittags noch eine Lection zu geben habe. Von ihren Unterrichtsstunden sprach sie mit vieler Liebe und Freude. Sie habe es sich zur Aufgabe gemacht, ihren Schülern, indem sie ihnen die großen Dichterwerke der vaterländischen Talente näher

rücke und sie dafür zu begeistern suche, ächte Vaterlandsliebe einzuflößen. Sie versprach mir einen Gegenbesuch und wir bestimmten einen Tag; dann wollte mir Rosa Taddei einen Gesang aus der Liberata recitiren und einige ihrer gedruckten Gedichte mitbringen, die mir verbleiben sollten. Ich bat noch um einige Notizen über ihr Leben, allein diese verweigerte sie entschieden. Man solle die Welt nicht mit solchen Kleinigkeiten beschweren, sie habe nie so Bedeutendes geleistet, daß ihr Name verdiene, vor dem Forum einer fremden Nation genannt zu werden. Ich hatte längst in ihr die religiöse Schwärmerin erkannt, und auch in dieser unendlichen Demuth, die so ganz jedes Selbstgefühl abstreifte, lag eine Art Kasteiung. — Unter vielen Artigkeiten und Schmeicheleien, an denen es die Italiener nie fehlen lassen, begleitete mich Rosa zur Thür, indem sie unaufhörlich beklagte, daß ich ihr meine Bekanntschaft nicht eher gegönnt habe, als kurz vor meiner Rückkehr nach Deutschland.

Der Totaleindruck, den sie mir hinterließ, war der einer für ihre Nation und ihr Vaterland, seine Kunstschöpfungen und seinen alten Ruhm innig Begeisterten; allein das Wohlthuende dieses Eindrucks wurde gemindert durch einen stark ausgeprägten Hang zur Bigotterie, der seine Schleier verdüsternd selbst über die heilige Liebe zur Poesie warf und der begabten Priesterin der Musen bisweilen den traurigen Heiligenschein einer alten Betschwester verlieh. Glücklicherweise sind mir die Einzelheiten, die dies bestätigen könnten, entfallen, und das Bild der Dichterin hat in meiner Erinnerung den Sieg davongetragen. Ungezwungen und ungesucht flocht sie treffende Sentenzen in die Unterhaltung ein. Sie nannte das Unglück einen Schleifstein für alle Kräfte des Menschen. „Wenn uns die Außenwelt hart und rauh zurückstößt,“ sagte sie ein ander Mal, „machen wir erst Bekanntschaft mit unserem Innern. Da treten wir oft in eine fremde und unordentliche Welt und finden so viel aufzuräumen, daß wir die Außenwelt und ihre Rauhheit darüber vergessen. — Wenn innerlich Ordnung und Klarheit ist, sieht man die ganze Welt zuversichtlicher an und wagt einen Strauß mit ihr. Suche deinen besten Freund in dir selbst, se

hast du nicht weit, um Trost im Unglück zu suchen u. s. w." Bei passender Gelegenheit wurden diese Gedanken in bester Form und mit significanten Gesten eingeschaltet. Letztere waren in der Unterhaltung animirt und bedeutungsvoll, aber nie theatralisch. Die Italiener geben ihren Worten mit den Händen stets ein frischeres Colorit, und so that auch Rosa, die noch den Vorzug hatte, wie zu erwarten war, daß alle ihre Bewegungen rund, graziös, maßvoll waren und stets mit dem dazu gehörenden Worte präcis zusammentrafen.

Einmal wollte sie mich besuchen, als ich nicht zu Hause war. Sie ließ mir einen mit Bleistift geschriebenen Zettel zurück, der mir einen andern Tag zur Zusammenkunft vorschlug. Ihre Schrift war flüchtig, doch deutlich und sicher. Als ich sie endlich bei mir sah, überhäufte sie mich wieder mit Vorwürfen, daß ich Rom schon so bald verlassen wollte, und da ich ihr erklärte, sie könne mir dieses Scheiden, welches mir selbst das Herz zu brechen drohte, erleichtern, wenn sie mir einige ihrer poetischen Gedanken als freundliche Genien mit auf den Weg gäbe, zog sie ein gedrucktes Gedicht hervor und überreichte es mir. Es war überschrieben: „Das Mitleid", und an den Cardinal Riario Sforza, den Erzbischof von Neapel, gerichtet. Derselbe hatte sich zur Zeit, als die Cholera so fürchterlich in Italien wüthete, ich glaube es war 1854, mit aufopfernder Menschenliebe der Leidenden angenommen, ihnen werkthätige Hilfe und geistlichen Trost mit wahrhaft christlicher Hingebung und heldenmüthiger Verachtung der Gefahr gebracht.

Sie las das Gedicht ergreifend vor; ihre sonst vorgebeugte Gestalt richtete sich auf, sie agirte wenig, aber bedeutungsvoll mit der einen freien Hand. Diesem Vortrag folgte der des ersten Gesanges der Liberata. Ich hatte hier Gelegenheit, Rosa's große Gewalt über die Sprache zu bewundern, die sie trotz ihrer gebrochenen Stimme übte. Wie mußte das vollends im Vollbesitz einer frischen, wohltönenden Stimme geklungen haben! Sie wußte die Worte mit ihren wenigen Modulationen, ich möchte sagen, zu unterjochen, sie behandelte den Vers, ohne den Rhythmus zu beeinträchtigen, mit einer Freiheit, daß Alles

Leben und Bewegung wurde. Der belebende Hauch ihres Talents schwebte über den Zeilen des erhabenen Gedichts, und ich fragte mich, wie Rosa Taddei gesprochen haben müsse, wenn sie improvisirte, da sie nie mit sich zufrieden gewesen sein wollte, wenn sie recitirte. Als Schauspielerin fiel mir die große Kunst der Eintheilung des Athems bei ihr besonders auf. Sie verfuhr so haushälterisch damit, daß ich mich nicht erinnere, daß er ihr ein einziges Mal gemangelt hätte. Mit größter Natürlichkeit und Leichtigkeit und ohne daß eine störende Wirkung zu spüren war, schöpfte sie gewöhnlich vor den Worten frischen Athem, auf denen der Sinn der Strophe mit besonderer Schwere lastete. Unnachahmlich war der Ausdruck ihres Gesichts und ihrer Geberden, wenn sie religiöse Gefühle zur Anschauung zu bringen hatte, Hingebung an die santissima religione, Ergebung in den göttlichen Willen. Der Blick zum Himmel, der an nichts Irdischem mehr haften mag, das graziöse und ganz willenlos scheinende Herabsinkenlassen beider Arme gab ein Bild, das an die Stelle der heiligen Schrift mahnte: „Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast." Dann wurde die alternde Frau schön und jugendlich in meinen Augen und ich mußte sie mit Entzücken betrachten.

Das Einzige, was ich als Deutsche hätte rügen mögen, war das zu viele Gesticuliren, das Malen durch Gesten, welches allerdings unendliches Leben in die Declamation bringt und für die Südländerin, die vor ihren Landsleuten auftritt, kein Vorwurf sein kann, mir aber durch die dadurch nöthig werdende öftere Wiederholung derselben Gesten ermüdend scheinen wollte. Nur ein Beispiel. Wenn man oft von einem lorbeergekrönten Helden zu sprechen hat und bei dieser Gelegenheit jedesmal mit der Hand — sei die Bewegung noch so schön — nach dem Haupte zeigt und andeutet, wie der Kranz sich um die Schläfe schlingt, so wird dies uns Deutschen als ein Zuviel erscheinen. Der Italiener verlangt es dagegen, und der Declamirende selbst würde kaum im Stande sein, sich in seinem Enthusiasmus, in der Hitze des Gefechts dieser Bewegung enthalten zu können.

Des tiefsinnigen Bedauerns muß ich noch gedenken, welches Rosa unverholen zu erkennen gab, als ich auf ihre Frage, welchen Glaubens ich sei, antwortete: lutherischer Confession. „Nicht von unserer santissima religione?“ rief sie wiederholt. „Peccato, peccato! (Schade, schade!)“ Sie betrachtete mit wahrem ungeheuchelten Mitleiden das verlorene Schaf, das sie schon in Dante's Hölle schaudernd erblicken mochte. Mir wollte es scheinen, als würde ihr Betragen vom Momente dieser Entdeckung an etwas kälter, doch schieden wir als die besten Freunde. Später erzählte mir einer ihrer Bekannten, daß sie wiederholt ihr Bedauern über meine Ketzerschaft ausgesprochen und die Hoffnung, daß Gott mich doch wohl noch einst erleuchten werde.

VI.

Von Rom über Frosinone und das Gebirge in's Regno hinein. Der Conducteur der Diligence zeigt sich sehr lernbegierig. Fahrt auf einem zweirädrigen Carretino. Neugierige Soldaten in Capua. Sie forschen wo Deutschland liegt. Neapel zeigt sich im vollsten Glanze.

Wer Rom verläßt, ist traurig, auch wenn er es mit dem Garten Gottes, mit Neapel vertauschen soll. Wir hatten uns vorgenommen, den Weg dahin in anderer Weise zu machen als gewöhnlich geschieht; durch die pontinischen Sümpfe zurück, und über Frosinone und Ceprano in's Regno hinein.

Etwas belastet von der besagten Traurigkeit, Rom verlassen zu müssen, fand ich mich mit meinem Reisebegleiter gegen sechs Uhr Nachmittags auf Piazza Madama ein, wo sich das Bureau der Diligence befindet. Obgleich wir uns im Wonnemonat befanden, war der Himmel doch trübe und erzeigte uns endlich gar die Ehre, über unser Scheiden von der alten Königin der Städte zu weinen.

Die Post nach Frosinone ist eine kleine, unbedeutende. Da sie selten sehr frequentirt wird, so giebt der Unternehmer nur einen viersitzigen Wagen und zwei Pferde.

Großer Skandal wegen der Plätze; zwei Preti erklärten, ihre Sitze schon vor acht Tagen genommen zu haben, und bestanden auf dem Recht der Anciennetät. Mit mir, der einzigen mitfahrenden Dame, hatten sie kein Mitleid, und um ihnen, der ägyptischen Plage bei allen öffentlichen Fahrgelegenheiten in Italien zu entgehen, überließ ich meinen Rücksitz im Innern des Wagens meinem Reisegefährten, und nahm den noch übrigen beim Conducteur ein.

Beim Colosseum vorüber, am Lateran vorbei, durch Porto St. Giovanni hinaus in die frühlingsduftige Campagna.

Es regnete immer heftiger; der Conducteur war die Güte selbst gegen mich. Er sorgte für meine Bequemlichkeit, für Wärmemittel und Schutz gegen den Regen mit förmlicher Aufopferung. Bei uns wäre er als eine auffallende Schönheit geehrt worden, dort, in dem schönheitgesättigten Lande fiel er nur einer schönheithungrigen Deutschen auf. Die Preti drinnen im Kasten trugen um den Hals an silbernen Ketten sehr große Crucifixe, die sie vorn quer in die Kutten steckten. Der Dicke von ihnen hatte meinen Reisegefährten fast umarmt, als er sich als keinen Inglese zu erkennen gegeben hatte. Unter Inglese verstehen sie einen Protestanten. Der Dünne war sehr schweigsam gewesen. Es war derselbe, der im Posthof zu Rom so eifrig erklärt hatte, er könne darum nicht rückwärts fahren, weil er so eben eine bedeutende Dosis Chinin zu sich genommen habe. Inwiefern dies hierbei ein Hinderniß sein sollte, konnte Niemand erfahren.

Die abgedankten Kardinalspferde — denn solche hatten wir vor der Kutsche — trabten gut. Das Rasseln des Wagens und das Traben der Pferde auf der gepflasterten Landstraße scholl einsam und schauerlich durch die öde nächtliche Campagna. Irrlichter hüpften am Wege hin.

Die Preti plärrten laut ihre Gebete und mein Reisegefährte hob den Communicationsdeckel zwischen dem Innern der Kutsch

und dem Coupé des Conducteurs empor und sagte deutsch zu mir: „Ich plärre mit."

Wir kamen am Stammschloß der Familie Colonna vorüber, ein altes einsames trotziges Gebäude. Mein Conducteur war lernbegierig, er wollte viel von Deutschland wissen und wie gewöhnlich, kam er gleich auf die Religion. Die Katholiken halten mehr auf ihre Religion, als die Protestanten, letztere sind viel gleichgültiger gegen ihren Glauben. Sie sind die Kühlen, die Fische unter den Bekennern Christi; ich sagte meinem Wißbegierigen, wir würden sehr mit Unrecht von den Italienern für Nichtchristen gehalten, wir glaubten an Christum wie sie.

„Worin besteht denn aber der Unterschied zwischen Protestanten und Katholiken," fragte mein Wißbegieriger weiter, „wenn sie auch an Christum glauben?"

Ich antwortete: „Wir glauben nicht an den Papst (der übrigen Unterscheidungslehren erwähnte ich nicht) als Statthalter Christi."

Kaum hatte ich das ausgesprochen, als der Conducteur heftig mit der Peitsche knallte und rief „Quand' è così, anch' io son' Protestante, anch' io non credo nel Papa (Wenn es so ist, dann bin ich auch Protestant, denn auch ich glaube nicht an den Papst)."

Die Nacht war stürmisch und kalt, die Poststationen unwohnlich und unheimlich. Wir konnten bei keiner einzigen aussteigen und uns erquicken; ich saß in Heu und Stroh, nicht bis über die Ohren, aber bis über die Knie.

Gensd'armen kamen hin und wieder an unsern Wagen herangeritten, und fragten, ob uns nichts Verdächtiges erschienen sei. Das alte Präneste schickte uns seinen Lichtschein weit durch die Nacht daher.

Ich schlief ein wenig, wenigstens schloß ich die Augen, da mir der Anblick der höhlenreichen Umgebung der Straße, wo viel Puzzolanerde gegraben wird, sehr unheimlich und drohend erschien. Beim Schein der Wagenlaternen sah man die schwar-Oeffnungen deutlich, die Räubern zu günstigen Schlupf-

winkeln dienen können. Der Conducteur versicherte aber, es sei ihm nur erst ein einziges Mal etwas Unangenehmes auf diesem Wege begegnet, obgleich er die Diligence schon mehrere Jahre führe.

Die Sonne ging schön auf, und Frosinone lag auf hohem Felsen vor uns. Ein romantisches Felsennest.

In den nassen Wiesen, von Hecken umgeben, weideten die häßlichen Büffel mit den abwärtsgebogenen Hörnern und boshaften tückischen Augen und zottigen Haaren. Sie stinken sehr, auch das Fleisch der geschlachteten ist übelriechend und wird nur von den Juden genossen.

Einen herrlichen Anblick bot das nebelumschleierte Gebirge; oft ragten die Spitzen der höchsten Berge über den Nebelschichten wieder empor.

In großen Windungen die steile Straße nach Frosinone empor. Sechs Pferde Vorspann. An den steilen Abhängen weideten schöne langhaarige Ziegen, meist weiß. Sie kleben oft nur am Berge. Man begreift nicht, wie sie sich halten können; und doch stehen sie fest genug, um den herabwinkenden Strauch mit dem Kopfe zu erreichen, und ihn seines Blätterschmucks zerrend und reißend zu berauben. Oft stehen sie aufrecht, und die Vorderfüße schweben in der Luft. Es sind graziöse Seiltänzernaturen. Und schöne Glocken tragen sie am Halse, meist von richtigem Glockenmetall und groß wie eine kleine Meßkanne bei uns.

Hier in Frosinone hört die Post auf, und wir mußten uns um ein eignes Fuhrwerk bemühen.

Nach Einnahme eines miserablen Kaffee's in einer Locanda, die nicht viel besser als eine Scheune war, gingen wir suchen und fanden endlich mit vieler Noth ein vierräderiges Carretino mit einem Pferd. Es wurde, da kein anderes zu bekommen war, bis Ceprano gedungen.

Das Wetter war schön, und es flog sich ganz leicht und angenehm in dem offenen Wäglein durch die schöne wohlbebaute, ich möchte sagen, zierlich angebaute Gegend dahin. Wir sahen viel Schafe. Unser Kutscher war ein ächter Knoblauchesser;

und dem Coupé des Conducteurs empor und sagte deutsch zu mir: „Ich plärre mit."

Wir kamen am Stammschloß der Familie Colonna vorüber, ein altes einsames trotziges Gebäude. Mein Conducteur war lernbegierig, er wollte viel von Deutschland wissen und wie gewöhnlich, kam er gleich auf die Religion. Die Katholiken halten mehr auf ihre Religion, als die Protestanten, letztere sind viel gleichgültiger gegen ihren Glauben. Sie sind die Kühlen, die Fische unter den Bekennern Christi; ich sagte meinem Wißbegierigen, wir würden sehr mit Unrecht von den Italienern für Nichtchristen gehalten, wir glaubten an Christum wie sie.

„Worin besteht denn aber der Unterschied zwischen Protestanten und Katholiken," fragte mein Wißbegieriger weiter, „wenn sie auch an Christum glauben?"

Ich antwortete: „Wir glauben nicht an den Papst (der übrigen Unterscheidungslehren erwähnte ich nicht) als Statthalter Christi."

Kaum hatte ich das ausgesprochen, als der Conducteur heftig mit der Peitsche knallte und rief „Quand' è cosi, anch' io son' Protestante, anch' io non credo nel Papa (Wenn es so ist, dann bin ich auch Protestant, denn auch ich glaube nicht an den Papst)."

Die Nacht war stürmisch und kalt, die Poststationen unwohnlich und unheimlich. Wir konnten bei keiner einzigen aussteigen und uns erquicken; ich saß in Heu und Stroh, nicht bis über die Ohren, aber bis über die Knie.

Gensd'armen kamen hin und wieder an unsern Wagen herangeritten, und fragten, ob uns nichts Verdächtiges erschienen sei. Das alte Präneste schickte uns seinen Lichtschein weit durch die Nacht daher.

Ich schlief ein wenig, wenigstens schloß ich die Augen, da mir der Anblick der höhlenreichen Umgebung der Straße, wo viel Puzzolanerde gegraben wird, sehr unheimlich und drohend schien. Beim Schein der Wagenlaternen sah man die schwar- Oeffnungen deutlich, die Räubern zu günstigen Schlupf-

winkeln dienen können. Der Conducteur versicherte aber, es sei ihm nur erst ein einziges Mal etwas Unangenehmes auf diesem Wege begegnet, obgleich er die Diligence schon mehrere Jahre führe.

Die Sonne ging schön auf, und Frosinone lag auf hohem Felsen vor uns. Ein romantisches Felsennest.

In den nassen Wiesen, von Hecken umgeben, watteten die häßlichen Büffel mit den abwärtsgebogenen Hörnern und boshaften tückischen Augen und zottigen Haaren. Sie stinken sehr, auch das Fleisch der geschlachteten ist übelriechend und wird nur von den Juden genossen.

Einen herrlichen Anblick bot das nebelumschleierte Gebirge; oft ragten die Spitzen der höchsten Berge über den Nebelschichten wieder empor.

In großen Windungen die steile Straße nach Frosinone empor. Sechs Pferde Vorspann. An den steilen Abhängen weideten schöne langhaarige Ziegen, meist weiß. Sie kleben oft nur am Berge. Man begreift nicht, wie sie sich halten können; und doch stehen sie fest genug, um den herabwinkenden Strauch mit dem Kopfe zu erreichen, und ihn seines Blätterschmucks zerrend und reißend zu berauben. Oft stehen sie aufrecht, und die Vorderfüße schweben in der Luft. Es sind graziöse Seiltänzernaturen. Und schöne Glocken tragen sie am Halse, meist von richtigem Glockenmetall und groß wie eine kleine Meßkanne bei uns.

Hier in Frosinone hört die Post auf, und wir mußten uns um ein eignes Fuhrwerk bemühen.

Nach Einnahme eines miserablen Kaffee's in einer Locanda, die nicht viel besser als eine Scheune war, gingen wir suchen und fanden endlich mit vieler Noth ein vierräderiges Carretino mit einem Pferd. Es wurde, da kein anderes zu bekommen war, bis Ceprano gedungen.

Das Wetter war schön, und es flog sich ganz leicht und angenehm in dem offenen Wäglein durch die schöne wohlbebaute, ich möchte sagen, zierlich angebaute Gegend dahin. Wir sahen viel Schafe. Unser Kutscher war ein ächter Knoblauchesser; er

duftete über und über nach dieser edlen Pflanze. Im Uebrigen war er nicht häßlich, aber äußerst schweigsam. Noch ein ächter Römer. Bald sollten wir den Unterschied zwischen den Bewohnern des Kirchenstaats und denen des Regno näher kennen lernen.

Die Straße, auf der wir fuhren, war kostbar, so weiß, kalkig, reinlich, daß man hätte Lust bekommen mögen, ein Tischtuch darüber zu breiten wie über einen saubern Tisch. Ein Bettelkind, nur im Hemd, lief mit unserm Wagen wohl eine Viertelstunde um die Wette, um eine zweite Gabe zu erhalten. Das kleine Geschöpf konnte höchstens vier Jahre alt sein und hielt die Anstrengung ohne Unterbrechung so lange aus.

Die Menschen, welche einst die Castelli, bei uns Flecken, hier angelegt und gebaut haben, hatten auch etwas von der Ziegennatur angenommen, von der sie Nutznießer in jeder Beziehung waren. Sie klebten ihre Dörfer oder Städtchen auch so an die Felsen, was aber daher kommt, weil die Ortschaften sich früher stets um eine schützende Burg bildeten.

Ceprano liegt an einem reißenden Bergwasser, welches vom letzten Regen so angeschwollen war, daß seine übermüthigen Fluthen trübe und höchst unordentlich von all dem Gras, Zweigen, Steinen, die sie mit fortgerissen hatten, erschienen.

Es war Sonntags und viel Kirchgänger drängten sich um unser Fuhrwerk. Wir fuhren erst zur Locanda, um uns dort nach einem Bekannten meines Reisegefährten zu erkundigen, der in Ceprano lebte. Wir wurden in eine ganz enge winzige Via gewiesen. Ein Troß Buben begleitete uns; aber der Freund war verreist und wir waren eben im Begriff wieder umzukehren, als uns auch schon der Wirth von der Locanda entgegenkam, der unserem Wäglein gefolgt war und sich erbot, für alles zu sorgen, was wir bedürfen würden.

Ein Mittagsmahl, mit viel Schafkäse und Zwiebel versetzt, war weniger einladend als theuer. Wir mietheten ein anderes Carretino, welches dem ersten an Unbequemlichkeit nicht nachstand. Da man in diesen kleinen entlegenen Gebirgsortschaften wenig oder gar nicht auf Reisende, die Pferde und Wagen ver-

langen könnten, speculirt, ist man auf derartige Forderungen auch nicht eingerichtet. In dem elenden unbedeckten Carretino verließen wir Ceprano, um gleich oder wenigstens kurze Zeit nachher das Königreich Neapel zu betreten.

Leider thürmten sich jetzt wieder drohende Wolken auf, und in dem köstlichen Eichenwalde, durch den wir fuhren, begann ein quasi Sturm zu brausen. Hatte man uns schon in Ceprano wegen unserer Päße gequält, molestirt und geprellt, so war dies doch kein Vergleich mit der Folter, welche die neapolitanischen Mauth- und Paßbeamten gegen uns im Schilde führten.

Unser elendes Pferd, das eher ein Freund des Stillstandes, als des Fortschrittes war, brachte uns endlich an das kleine Grenzwachthäuschen, wo unsre Päße von zwei Invaliden der neapolitanischen Armee zuerst besichtigt wurden. Es hatte inzwischen angefangen fürchterlich zu regnen und wir kamen bei dem Wachtposten schon mit völlig durchweichtem seidenen Regenschirmen an; das offene Wäglein schwamm, und es blieb uns nichts weiter übrig, als bei den Invaliden augenblickliches Quartier zu suchen.

Ihre Hütte hatte nur zwei Fensteröffnungen, die mit Läden geschlossen waren; das Tageslicht drang durch die offene Thür ein. Ein Bett stand im engen unordentlichen Raume, und auf einem sehr niedrigen Herde glimmten einige Kohlen. Alte Kleidungsstücke, einige Muttergottes- und Heiligenbilder, und ein elender Spiegel waren die Bekleidung der Wände. Zwei Gebetbücher, ein gebundenes Ausgabebuch und ein Band von Metastasio bildeten die Bibliothek desjenigen der beiden Invaliden, der sich chefartig geberdete und lesen und schreiben konnte; der andere assistirte dem ersteren nur durch Kopfnicken.

Beide hatten feingeschnittene Züge und blitzende listige dunkle Augen. Ihr Dialekt war schon neapolitanisch und daher oft schwer zu verstehen für uns.

Sie nahmen uns freundlich auf und boten mir eine Citrone zum Verspeisen an, weiter hatten sie nichts Genießbares da.

Wir kamen zu einer ernsten Verhandlung, aus welcher ein Romanschreiber einen sechsbändigen Roman hätte spinnen kön-

nen. Vor dem Chef des Wachtpostens stand ein ziemlich zerlumpter Bauer aus Ceprano, also noch ein Römer. Stumm und dumm stand er da auf einem großen gelben Wachstuchschirm gestemmt, die man in Italien gegen die Platzregen mit großem Vortheil anwendet, die aber nur von den niedern Volksklassen getragen werden. Sein schwarzer spitzer Filzhut saß ihm etwas schief auf dem Kopfe, der schon graue Haare unter der übrigen dunklen Haarwildniß zeigte; die ziemlich zerlumpte Jacke hing ihm über die Schulter. An den Füßen trug er Cioccien, d. h. ein viereckig Stück Leder, das vorn an der großen Fußzehe und an der Ferse mit Löchern versehen ist, durch welche dünne Riemen oder Bindfäden gezogen werden, die, um Fuß und Bein geschlungen, das Leder, die Sandale und die Lappen festhalten, welche diese Bauern um die Waden wickeln. Es ist eine entstellende unschöne Tracht; sie heißen davon Ciocciaren. Ein Vortheil nur ist dabei, der Träger braucht keinen Schuster und Strumpfwirker. Das Gesicht des unappetitlichen Menschen zeigte Stumpfsinn und Dummheit. Er ließ die große Unterlippe herabhängen und glotzte mit seinen schwarzen Augen den Invaliden an, der nach neapolitanischer Art ein großes Geschwätz und Mienenspiel entwickelte über einen Brief, den der Bauer von Ceprano gebracht hatte.

Wir wurden in das Geheimniß gezogen. In Ceprano, im Kirchenstaat, hielt sich seit einigen Tagen ein Fremdling auf, der die neapolitanische Grenze überschreiten wollte und doch — o Wahnsinn! keinen Paß hatte. Er schrieb täglich Briefe an den Syndicus in Arci, der erste Ort im Regno über der Grenze, aber der Wachtposten hatte keine Lust, die Briefe, die er öffnete, wie es seine Pflicht war, an den Syndicus gelangen zu lassen. Wer war der Mensch? Was wollte er im Regno? Ohne Paß in's Regno gelangen wollen, das konnte nur ein Tollhäusler oder ein äußerst gefährliches Subject unternehmen wollen. Der Brief war sehr schlecht geschrieben und enthielt die Bitte um eine einzige Unterredung mit dem Syndicus von Arci. Der Chef des Wachtpostens nahm einmal über das andere ein einzelnes Brillenglas und hielt es vor das rechte Auge, während er das

linke zudrückte, und las den Brief wiederholt. Warum drückte der Unbarmherzige nicht ein Auge über die ganze Angelegenheit zu? Da lag nun die Clemenza di Tito vom Poëta Cesareo und ich blätterte darin vor langer Weile, aber in das Herz des Wachtmeisters gingen die wohl oft gelesenen Verse nicht über und bewegten ihn nicht.

Endlich wurde resolvirt. Der Bauer mußte den Brief an das bodenlos verdächtige Individuum zurücktragen, mit der Weisung: ohne Paß kein Schritt über die Grenze, keine Unterhaltung mit dem Syndicus. Wir baten den Bauer, uns gegen Geld und gute Worte seinen Schirm bis Germano zu borgen, der Kutscher sollte ihn zurückbringen. Er schwieg und schüttelte den Kopf. Die Invaliden stellten ihm seinen eigenen Vortheil vor, unser Kutscher, der sich die ganze Zeit mit Singen in den höchsten Fisteltönen unterhalten hatte, versprach ihm den Schirm morgen zurückzubringen — nein! er antwortete, er könne dabei um seinen Schirm kommen. Da wurden die Männer ungeduldig, und mit kraftvoller Hand schleuderte unser Fuhrmann die „Bestia“ von Bauer hinaus in Sturm und Regen.

Andere Bauern kamen und flüchteten unter das kleine Vordach der Hütte, eine Junge in Lumpen lag unbeweglich auf der Steinbank, die sich dort befand.

Wir boten dem Knaben Geld, er solle uns aus dem nächsten Orte, vom Wirth in Ceprano meinetwegen, einen Schirm holen. Er blieb stumm und unbeweglich. Als ihm unser Zureden lästig zu werden schien, sprang er auf und rannte in den Wald. Die Bauern, die uns sämmtlich ihre Schirme verweigerten, thaten aus Furcht vor den Gensd'armen ebenso, und wurden wie das liebe Vieh behandelt.

Auf so niedriger Stufe der Kultur steht das Landvolk. Scheu, mißtrauisch, unwissend, wie die Thiere des Waldes.

Endlich machten wir uns in allem Regen auf, alte Decken wurden über den Rücken genommen und mein schöner florentinischer Strohhut in das Kutschkästlein hineingedemüthigt. Kaum ein Stück gefahren, mußten wir wieder anhalten, denn aus einem Casale kamen einige Soldaten heraus, und sagten uns,

wir müßten hier warten bis sie nach einem andern Beamten geschickt hätten, der bis nach Murato bei Arci mitfahren werde, wo die Dogana sei. Endlich kam der Ersehnte. Er setzte sich ohne Weiteres hinten auf meinen Koffer, und unser Pferd besann sich nach mehreren Peitschenhieben, daß es die Verpflichtung habe, die Karre zu ziehen.

In Murato wurden wir wieder aufgehalten. Der höchst wichtige Mauthbeamte, der in einem halbverfallenen Gebäude wohnte, wollte das architektonische Bilderwerk des Padre Marco in Rom, das mein Gefährte nach Neapel mitnehmen sollte, nicht passiren lassen. Ein Carlino brach dem Werke Bahn. Mein deutschgeschriebenes Tagebuch, welches der gewissenhafte Mann durchblätterte, nahm er verkehrt in die Hand.

Inzwischen hatte der Regen aufgehört, und die Sonne brannte, als hätte sie die löbliche Absicht, uns in fünf Minuten zu trocknen.

Arci liegt hoch auf einem Berge. Eine Ruine krönt das Ganze. Den steilen Abhang herunter kamen Frauen mit den antiken zweigehenkelten, vasenähnlichen Kupfergefäßen auf dem Kopfe. Die Gewohnheit, Alles auf dem Kopfe zu tragen, giebt ihnen die aufrechte, stramme, majestätische Haltung, die von dem fortwährenden Balanciren bedingt wird. Kröpfe sieht man nie in Italien. Ein Beweis, daß die dort gebräuchliche Art, die Lasten auf dem Haupte zu tragen, welches wieder von der Musculatur des ganzen Körpers gestemmt und straff gehalten wird, auch gesund sein muß. Die schöne, balancirende stolze Haltung des Kopfes, das Einstemmen der Arme, gleichsam als Substructionen, wie angenehm sticht Beides ab gegen die kriechende, demüthige, erbärmliche Art und Weise, wie man bei uns an Jochen die Wassereimer trägt oder in freier Hand die Wasserkannen, so daß sie den Tragenden fast zur Erde beugen. Die Klage der Maler, daß bei uns im Volke nie ein schöner, muskulöser, kräftiger Hals zu finden sei, mag ihren Grund wohl auch darin haben.

Die Frauen, wie sie so mit eingestemmten Armen den Berg heruntergezogen kamen (die Last auf dem Kopfe bedingt auch

einen gemessenen, sichern, anstandsvollen Gang mit gestreckten Knieen), sahen selbst aus wie zweigehenkelte Gefäße, edle Urnen und Amphoren. Der Fels, auf welchem Arci erbaut ist, liegt zu Tage. Er ist grau und von so eigenthümlicher Bildung, daß er fort und fort quellend erscheint. Man nennt ihn graugeschichteten Kalkstein. Auf seine rundlichen, gleichsam im Herabströmen plötzlich erstarrten Felsfluthen setzt nur die ähnlich gebildete und wie zu diesem Stein gehörende Oelbaumwurzel ihre krallenartigen Füße. Sie schlägt sie förmlich in den Stein, und ihre verwitterten, zerlöcherten Wurzelknollen und Knorpel mögen allein das Geheimniß verstehen, dem starren Fels das im Innern vielleicht quellende Naphtha zu entlocken.

Im Regno ist alles, jedes Fleckchen Erde bebaut; der Reichthum dieses Bodens und solche Benutzung mußten bewirken, daß das Land keine Schulden hat.

Vor St. Germano, welches in einer der schönsten fruchtbarsten Gegenden liegt, begann ein förmlicher Park. Die immer noch von Nebelgruppen umlagerten kahlen Berghäupter, hie und da mit Castelli und Ruinen romantisch geziert, bildeten einen wirksamen Contrast mit den sich an die höhern Felsen schmiegenden, reizenden, üppigen, wohlbestellten Abhängen. Bis zu der entscheidenden Linie, wo der kahle Stein seine Tyrannei begann, der grünen Fruchtbarkeit abhold, war Garten an Garten, doch ohne Mauern, ohne Hecken. Schön wie Gärten waren die Abhänge und frei wie Felder dabei.

Germano ist hübsch gebaut. Hoch oben auf einem ähnlichen grauen Felsensturze, wie bei Arci, thront die großartige mittelalterliche Burg Monte Catino. Der Anblick ist hinreißend. Wir wurden mit wahrem Jubelgeschrei in Germano empfangen. Sonntägliche Müßiggänger, die gern nebenbei etwas verdienen wollten, Buben ohne Zahl, alles kreischte, brüllte, jauchzte hinter unserm Wäglein her. Wir hatten auf diesem triumphatorischen Einzuge in die Stadt nur immer zu hindern, daß sie uns nicht schon im Fahren die Koffer herabrissen. Wir merkten, daß wir Neapolitaner um uns hatten. Der eigentliche Süden begann.

Wenn wir die geräuschvolle Menge bestimmt und energisch abwiesen, zankte und lärmte sie allerdings sehr, aber bald besann sie sich, und war wieder freundlich und höflich wie zuvor.

Nicht mehr als vier Vetturini drängten sich in die Locanda, um uns des andern Tages nach Neapel oder vielmehr zur Eisenbahn nach Capua zu führen. Der Kampf war groß, das Geschrei's noch mehr. Einige Unterhändler kamen unberufenerweise auch herzu und nöthigten uns förmlich, die angebotenen Dienste anzunehmen.

Bei der Ankunft in Capua muß man jedes Rad des Wagens, auf dem man fährt, mit einem Scudo bezahlen. Das ist eine Art zu entrichtender, höchst unpassender Steuer. Wir entzogen der neapolitanischen Steuerkasse zwei Scudi und machten die Fahrt auf einem zweirädrigen Carretino. Doch trieb uns dazu hauptsächlich der romantische Wunsch, wenigstens einmal auf einer solchen ächt-italienischen Maschine gerädert worden zu sein; nun, wir sollten mit der Romantik einen schweren Stand haben!

Nach einer kläglich in Germano durchwachten Nacht, von Ungeziefer aller Art gequält, erschien mir der Morgen wahrhaft tröstend. Aber mit Staunen erblickte ich das zweiräderige Carretino; die Romantik machte einer ungemüthlichen prosaischen Wirklichkeit Platz.

Die roth angestrichene, mit zwei sehr hohen Rädern versehene Karre war überdacht von einem grauen Lappen, den vier Stangen hielten; das war gegen Sonnenschein und Regen. Ein elender Sitz, ein schwebender, war für uns in der Mitte angebracht worden. Aber mit dem allergrößten Staunen gewahrte ich die zahlreiche Reisegesellschaft, die sich eingefunden hatte, um auf jedem Holz des Karrens sitzend, schwebend, hängend die Fahrt mitzumachen.

Der Italiener denkt: besser schlecht gefahren, als zu Fuße gegangen.

Vor uns auf einem erbärmlichen Sitze saßen zwei Männer von stiller, schweigsamer Natur. Auf den beiden Stangen, die vom Wagen ausgehend die gabelartige Deichsel bilden, saß auf

jeder Seite ein neapolitanischer Soldat, und ließ die Beine frei herunterhängen.

Den niedrigen, noch freien Raum zwischen beiden Deichseln hatte der Kutscher inne, und befand sich so mit seinen Beinen ganz in der Nähe der Hinterbeine seiner Pferde.

Hinten an den Karren war mit Stricken eine Art Sitz, wie eine Schaukel der Kinder bei uns, angebunden, und dort drinnen saß eine Frau aus dem Volke und ein junger Mensch. Unter dem Wagen zwischen den beiden Rädern schwebte in einem Netz von alten Stricken mein Koffer, der noch heutiges Tags die Spuren jener Fahrt aufzuweisen hat.

So ging es denn unter Geschrei, Singen, Rufen, Jauchzen zur Stadt hinaus; ich wartete immer, ob sich nicht noch einige Individuen auf die Pferde selbst oder oben auf den grauen Baldachin setzen würden.

Vor Germano ergötzt der Anblick eines sehr wohlerhaltenen, wenn auch nicht allzu großen Amphitheaters aus der Kaiserzeit. Unweit davon stehen die Ruinen eines klosterähnlichen bedeutenden Gebäudes, aus dessen hohlen Fensterangen im ersten Stock sich ein mächtiger Feigenbaum und ein üppigblühender Oleander schwangen.

In dieser Gegend hat der Unterjochungskrieg der neuen Moden gegen die alten volksthümlichen Trachten noch nicht viel Terrain gewonnen.

Die meist kleinen, aber zierlich gebauten Frauen tragen noch immer den dunkeln Rock mit dem breiten Streifen am Saume, der eine abstechende Farbe hat; darüber legen sie um die Hüften ein anliegendes, ebenfalls dunkelfarbiges Tuch, welches vorn ziemlich weit auseinander steht und Raum läßt für die bekannte italienische Schürze, die aus einem faltenlosen quergestreiften, schmalen Stück Zeug besteht. Solche gestreifte Tücher, welche die Frauen oft selbst gewebt haben, tragen sie auch in viereckigen Packeten auf dem Kopfe, zum Schutz gegen die Sonne.

Das andersfarbige Mieder ohne Heben ist auf dem Rücken und auf der Brust geschnürt. Das Hemd schließt sich in Falten

oben am Halse und fällt in weiten Aermeln bis an's Handgelenk vor.

Die Frauen in diesen Berggegenden scheinen sehr reinlich zu sein, denn nirgends in Italien habe ich bis zum Aermsten, Zerlumptesten herab so weißes, frisches Leinenzeug gesehen als hier. Ueberhaupt herrscht hier viel größere Rührigkeit und Thätigkeit. Wie ich schon sagte, ist jedes Fleckchen Erde schön und fleißig bebaut. Es ist ein ganz anderes, kräftiger pulsirendes Leben als im Kirchenstaat, wo Alles stagnirt. Daraus entspringen denn sogleich häusliche und bürgerliche Tugenden. An Bettlern ist hier — o Wunder! — Mangel. Nur Krüppel betteln.

Die Frauen gehen spindelnd auf der Straße. Arbeiten sie im Feld, so steckt vorn im weichen Erdreich die Spindel und der Rocken an einem eigens deswegen vorgerichteten Stabe. Auf dem Hin- und Zurückwege will die Fleißige keine Zeit vergeuden.

Der selbst gesponnene und mit eigenen Händen, wie bei den Alten, von der Hausfrau in Leinenzeug verwandelte Faden hängt bleichend im Sonnenschein, auf Hecken und Zäunen, und auf großen Steinen am Ufer der Bäche und Flüsse, in Neapel am Meere.

Freilich machen sie mit der Wäsche nicht so viele Umstände als bei uns. Sie waschen sie nur in kaltem Wasser, bleichen und trocknen sie, damit gut. Nur die Vornehmen lassen sie plätten. Das Rollen, welches die Wäsche so glatt und kalt macht, kennt man im Süden nicht. Und es würde auch nicht angewendet, sondern der Gesundheit sehr nachtheilig sein. Die italienische Wäsche frottirt stets die Haut, und dies ist bei der stärkern und öftern Hautausdünstung sehr vortheilhaft. Die kalte, glatte Wäsche würde häufige Erkältungen nach sich ziehen.

Bei Velletri sah ich vier große antike Marmorbassins, eines von der Form eines Sarkophags, welche an einander gereiht waren, und zwar so, daß das in das erste Bassin hineingeleitete Wasser von diesem in die andern überströmte. Frauen waren laut und geräuschvoll beschäftigt, die Wäsche durch die vier Grade hindurch zur höchsten Weiße und Reinheit zu leiten.

Doch ich kehre in das Gebirge von St. Germano zurück.

Kirchgängerinnen begegneten uns, die über das Hemd weiße Tücher in zierlichen Falten gesteckt trugen. Zwischen beiden Schulterblättern und auf den Achseln waren sie genadelt. Auch war der Kopf mit schneeweißen, zusammengelegten Tüchern bedeckt, die am Rande Spitzen hatten, und von den Trägerinnen so anmuthig auf dem Haupte balancirt werden.

Die Männer tragen alle den schwarzen spitzen Filzhut, der so oft zu einem formlosen Schemen herabsinkt und dennoch seine Dienste thut. Unter der dunkelfarbigen Jacke lugt meistentheils die grellrothe Weste hervor. Die Beinkleider von langhaarigem Ziegenfell, die man in Rom und der römischen Campagna, auch in den nächsten Gebirgen so häufig erblickt, und welche ganz klar die Entstehung der Faune und Satyrn der Alten darlegen, sieht man hier im Regno nirgends mehr. Die Männer tragen meist erdfahle oder lehmfarbige leinene Beinkleider bis an die Knie, und um die Taille den unvermeidlichen shawlartigen bunten Gürtel geschlungen, besser gesagt, ein längliches Stück wollenes Zeug.

Die Fahrt auf dem rothen zweirädrigen Karren war sehr erschütternd und stoßreich; desto schöner und erfreulicher der Anblick der Gegend. Welche Benutzung des Erdreichs! Maulbeerbäume, von denen die süßen Beeren genossen werden, die Blätter den Seidenwurm nähren, dienen dem Weinstock zur Stütze, der hier seine ganze Poesie entfaltet. Unter den reichsten und doch ganz natürlichen Festons, die sich von Baum zu Baum schlingen, glaubt man jeden Augenblick die Bacchantinnen und Mänaden mit den weinlaubbekränzten Häuptern und den Thyrsusstäben in der Hand, hervorhüpfen zu sehen. Aber nein, das könnten sie nicht, denn der Fußboden, der die Wurzeln der Weinstöcke und Maulbeerbäume birgt, trägt noch andere Frucht, köstlichen hohen Weizen, grano siciliano, wie sie es nennen; das Korn aus der alten Kornkammer Italiens. Es wächst so üppig zwischen den Bäumen und Reben, daß es erstern oft bis an die Schultern reicht, ich meine bis dahin, wo der Stamm sich in Aeste und Zweige theilt. Unser Kutscher sang fortwährend eintönige unschöne Volksmelodien, und noch dazu in den

langausgehaltenen höchsten, unerquicklichen Fisteltönen. Es war ein junger Kerl und ächt lebhafter geräuschvoller Südländer. Einmal drohte die eine Deichsel des Wagens auseinander zu gehen. Alles half. Aber wie halfen sie? Singend. Und wenn nicht gesungen wurde, ermuthigten sie die Pferde zu rascherem Vorwärtsschreiten mit dem heißer ausgestoßenen: Ah! Ah!

Die zwei neapolitanischen Soldaten waren zierlich gebaute hübsche Menschen mit feinen Gesichtern. Sie kehrten nach Caserta zurück, wo sich der König gerade aufhielt. Plötzlich brachten sie Noten zum Vorschein und gaben sich als Regimentsmusiker zu erkennen. Sie bliesen die Posaune. In Rom, sagten sie, hätten sie neue Musikstücke eingekauft. Es waren freundliche, harmlose Menschen, die sich, wie meist alle Italiener, sehr cavaliermäßig zu geberden wußten. Natürlich waren sie nicht in Uniform. Das einzige soldatische Abzeichen trugen sie in einer rothen wollenen Rosette, die auf der einen Seite der Mütze angenadelt war; der eine von ihnen sang recht hübsche Verse, zahllose, auf eine einfache, oft wiederholte Melodie. Er brachte auch nur selten die so beliebten Fisteltöne an; der andere corrigirte fortwährend seinen Text. Einmal geriethen sie in einen ernstlichen Zwist, ob es Lacrime oder anders im Text hieße. Die Südländer sind so natürlich, so ungezwungen und geberden sich, als wären sie von Niemand beobachtet. Das giebt ihnen die anmuthige Freiheit des Benehmens, da sie von Natur keine Anlage zur Gemeinheit haben.

Daß der Italiener sehr viel auf seine schönen Haupt- und Barthaare hält, sah man auch an den Soldaten. Ihr Teint war der ächt südliche bronzeartige, ihre Zähne tadellos und klein wie Perlen. Wenn es einen Berg herabging, natürlich ohne Hemmschuh, dachte man, die ganze zweirädrige Maschine solle aus dem Leime gehen. Sie hüpfte und sprang über die Steine, und wir auf den Sitzen sprangen mit, und der Fuhrmann schrie und jauchzte den Pferden zu, die neapolitanischen Soldaten sangen animirter, die Schellen und Klingeln der Pferde lärmten, und der Schmutz des vom Regen aufgeweichten

Erdbodens tanzte und spritzte um uns herum, daß wir die Augen schließen mußten.

In der Locanda, die einsam am Wege lag und wo Mittag gemacht wurde, warf ich einen Blick auf meinen unter dem Wagen in der Schwebe hängenden Koffer. Er sah weiß aus vom Schmutz, und oberhalb hatten sie ihn so nahe an den Wagen geschnürt, daß ein dort befindlicher Nagel die eine Leiste des Koffers fast durchgerieben hatte; ich fing an, fürchterlich zu schelten. Anfangs blieb der Kutscher gleichgültig. Da ich aber von Abzug am accordirten Fuhrlohn zu sprechen begann, entschloß er sich abzuhelfen. Erst wollte er nur etwas Gras zwischen den Koffer und den Wagen stopfen. Allein ich drang mit der größten Bestimmtheit darauf, daß sie ihn niedriger hängen mußten. Verwundert über meine Energie, thaten sie es. In der Locanda stand eine Wiege von ursprünglichster Form, eine Art ausgehöhlter Baumstamm, und darin lag ein braunes schwarzäugiges Kind. Die Wiege wiegte nicht, sie holperte und stolperte nur, wenn sie in Bewegung gesetzt wurde. Es war höchst lächerlich. Der Raum in der Locanda, wo wir, auf langen Bänken sitzend, aßen und tranken, hatte eine gewölbeartige Decke, die schwarz angestrichen war und worin sich weiße Kalksterne befanden. Sie prellten uns abscheulich in dieser Kneipe. Ich kam dazu, als der Wirth gegen die übrigen Gäste von uns sehr verächtlich als von reisenden „Francesi" sprach. Als ich ihn widerlegte, erschrak er gar heftig, denn er mochte gemeint haben, ich verstünde ihn nicht. Alle gafften mich groß an und schwiegen in höchster Bestürzung.

Die Gegend wurde immer reizender. Eichenwälder, Oelbaumpflanzungen, viele schöne wilde Rosen am Wege, herrliche blaue und gelbe Blumen in Fülle — es war eine Lust, dies Alles bei Sonnenschein zu betrachten. Das Wetter hatte sich ganz aufgeklärt und über unserm zerlumpten Himmel am Wagen war ein anderer ausgespannt, so göttlich blau, so wolkenlos, wie es nur der italienische Himmel sein kann.

Es war heiß, aber von der rechten Seite her wehten schon kühle Seewinde, die uns das nahe tyrrhenische Meer sandte.

Endlich erblickten wir die Krümmungen des herrlichen Vol-

turno bei Capua und traten in die jetzt unbedeutende Stadt ein. Von dem Luxus und der Ueppigkeit des bereits vor Roms Erbauung gegründeten Vulturnum, wo einst Hannibals Heer sich in Genüssen entnervte, ist wenig oder nichts mehr zu spüren. Die Ruinen des antiken Capua liegen nach Caserta zu. Unter ihnen ist das zur Römerzeit als Gladiatorenschule benutzte Amphitheater theilweise sehr gut erhalten und sehenswerth. Es ist von Ziegeln und mit Marmor bekleidet. Von der obersten Reihe, welche früher mit Statuen gekrönt war, hat man eine liebliche Aussicht bis nach dem Vesuv hin und über die ganze göttliche Campagna felice.

Unser Karren sollte uns bis zur Eisenbahn fahren, und ich wollte darin sitzen bleiben, allein man that mir nicht den Willen. Wir mußten aussteigen, und da man, in einer elenden schmutzigen Locanda angelangt, schon anfing auszuspannen, wären wir, sitzenbleibend, ohnehin mit dem pferdelosen Kasten hinten übergeschlagen. Paßvisitationen, Trinkgelder, Betteleien ohne Ende! Wir kamen zu spät zum Zuge nach Neapel. Er war eben fort und wir mußten bis zu einem spätern, bis halb fünf Uhr des Nachmittags warten.

Mein Reisegefährte ging, um die Pässe wieder abzuholen, und ich befand mich allein auf dem Eisenbahnhofe, wo einige möbellose Wartezimmer, nur mit schlecht gepolsterten Bänken an den Wänden versehen, zu finden waren, und auch das nur im Wartesaal der ersten Klasse; in den andern Zimmern hätte man sich auf die Erde kauern oder legen mögen. Eine große Anzahl neapolitanischer Soldaten, die mit dem nächsten Zuge nach Caserta fahren sollten, sammelte sich um mich. Sie sahen mir zu, wie ich meine vom Straßenschmutz besudelten Wärmemittel, als Mantel, Shawl und Kapuze, mit einer Bürste säuberte. Sie sprachen unter einander ihre Verwunderung über meine Reinlichkeit aus, das mochte ihnen bei ihren Frauenzimmern noch nie vorgekommen sein. Wie ich immer zu thun pflegte, so ließ ich mich auch hier in ein Gespräch ein. Sie hielten mich für eine Französin, da bei ihnen alle Fremden nur als Francesi und Inglesi auftreten können. Ich fing an, von

Deutschland zu erzählen, das sie nur sehr dunkel auf irgend einem Winkel der Erde zu ahnen schienen.

Sie fragten mich gleich, ob es dort kalt oder wärmer wie bei ihnen wäre? Als ich von unserm Winter erzählte, schauderten sie zusammen, und ich dachte an Dante, der in seinem neunten Höllenkreise als die größte Strafe (für den Italiener) Kälte und Erfrieren eintreten läßt. Nun begann ich aber von unsern Schulen zu reden, und als sie erfuhren, daß bei uns jedes Kind in der Stadt und auf dem Lande in die Schule gehen muß, und die Eltern und Erzieher im andern Falle in Strafe verfallen, da wollte des Staunens gar kein Ende werden. Sie wiederholten unter einander meine Worte mit den lebhaftesten Geberden und weit geöffneten Augen.

Ich sagte: „Wenn ich bei uns einen Schulbuben frage, wo liegt Neapel? so weiß er es mir zu sagen. Wenn ich hier aber einen Erwachsenen frage: Wo liegt Germania, so weiß er es nicht."

Sie lachten überlaut und nickten sich unter einander betroffen und getroffen zu; ich machte ihnen großes Vergnügen.

Als ich von Bestrafung der Bettelei bei uns sprach, und daß man sofort Anzeige bei der Polizei machen könne, wenn man von einem Lastträger oder Kutscher u. dgl. Leuten geprellt werde, da erreichte ihr Staunen den höchsten Grad und sie riefen einmal über das andere: Dev' essere un bel paese, bellissimo!

Sehr ergötzte es mich zu sehen, wie sich diese Helden, die das Leben gar lieb haben, weil sie unter einem herrlichen, glücklichen Himmelsstriche wohnen, vor den Franzosen fürchteten. Sie fragten mich nämlich gleich, als ich sagte, ich käme von Rom, ob dort noch die Francesi wären. Und da ich es mir zum Vergnügen machte, ihre Anzahl wie der Sand am Meer zu schildern, da war es ein Götterspaß, ihre langen Gesichter, den unverkennbaren Ausdruck der Furcht in ihrem ganzen Wesen zu bemerken. Ich mußte immer wieder erzählen, was ich von den Francesi gesehen und wie ich sie gefunden hatte.

Das ganze Völkchen machte mir den Eindruck harmloser

lebensfroher, neugieriger, aber gut beobachtender, nur allzu feiger und fauler Menschenseelen.

Nun wollte ich mich aber bei ihnen unterrichten; ich fragte, wo der sonderbare Putz am Pferdegeschirr herstamme, den ich überall im Neapolitanischen unterwegs bemerkt hatte. Vor die zweirädrigen Karren sind nämlich gewöhnlich drei Pferde gespannt und das mittelste davon trägt auf dem Rücken eine Art Kummt, welches aber nur zum Putz dient und mit gelbem Blech beschlagen ist. Oben auf diesem Kummt sind oft Klingeln und Zierrathen von rothen Läppchen, Roßhaarbüscheln und Federn angebracht, und darüber thront vielleicht noch ein kleiner Adler von gelbem Blech mit ausgespannten Flügeln oder, was ich am öftersten sah, ein Halbmond. Ich glaube daher, daß dieser Pferdeschmuck saracenischen Ursprungs ist. Ueber dem mittelsten Höcker befinden sich nun noch zwei niedrigere, auch mit gelbem Blech beschlagen, durch welche die Zügel hindurchgeleitet sind. Und hinter dem in der Mitte befindlichen ist gewöhnlich eine kleine Tonne von gelbem Blech angebracht, auf deren beiden Seiten das Bild des Papstes, der Mutter Gottes, oder sonst eines Heiligen eingedrückt ist.

Die Pferde haben sämmtlich Schellen und Klingeln im Neapolitanischen. Je mehr Lärm und Geräusch, desto besser. Die Geschirre sind durchgängig mit gelben Nägeln beschlagen, wie dies schon in Rom der Fall war. Aber in Neapel putzen sie die Pferde noch possierlicher auf. Es muß ja alles bunt sein, wie der Himmel, die Erde, die Felder, Gärten, das Meer, die Gebirge in wechselndem reichsten Farbenschmucke strahlen und als glänzende Vorbilder diesem glücklichen Menschengeschlechte leuchten.

Vorn an den Schläfen haben die Pferde, selbst der Vornehmsten, Blumenbüschel, Pfauenfedern, Hahnenfedern, Bänder, die im Winde flattern. An den Schwänzen desgleichen. Auch der Kutscher verschmäht es nicht, sich aufzuputzen. Sehr anmuthig sieht ein solcher zweirädriger Karren aus, wenn er mit seinen drei Pferden auf der Landstraße daher geschlichen kommt. In der Wahl und Stellung der Pferde ist gewöhnlich Symmetrie. Das größte geht in der Mitte und trägt den dreihöckerigen Putz.

Auf dem beladenen Karren, der vielleicht Tag und Nacht unterwegs gewesen ist, liegt der Fuhrmann in phantastischer Stellung und schläft, denn er muß den Tag zum Ausruhen benutzen, des Nachts gilt es, auf der Hut zu sein. Oft liegt ein Knabe, den er vielleicht aus Barmherzigkeit aufsteigen ließ, auf dem Bauche hin über die Waaren gestreckt daneben, bisweilen auch ein Hund, der keine Lust zum Bellen zeigt. So kommen sie am Morgen gezogen, alle schläfrig von durchwachter Nacht und es der heißen Sonne überlassend, den Nachtthau von ihren dürftigen Kleidern zu trocknen. Kommen wir an ihnen vorüber gerasselt, die meist in Gesellschaft fahren, der größern Sicherheit wegen, so blinzt der eine oder andere Fuhrmann in den Morgen hinein, aber das Ausweichen überläßt er ruhig seinen Thieren. Oft findet man einen schönen weißen Stier, ein Pferd und einen Esel zusammengespannt. Sie vertragen sich ganz gut und ziehen ruhig ihres Weges. Die Stiere haben eiserne Ringe in der Nase, die mit den sie regierenden Stricken in Verbindung stehen.

Ich wollte mich also bei den Soldaten in Capua über Manches befragen, so auch über den Zweck der kummtartigen Höcker bei den Pferden, der kleinen Blechtonne dahinter, und woher dies Alles stammen möge. Einer, der wohl Corporal war und den die übrigen bei jeder meiner Fragen, wie eine Heerde Schafe den Leithammel, ansahen, bemühte sich anfangs mir etwas zu sagen, aber es war Unsinn und dummes Geschwätz, und ärgerlich über diese Unkenntniß in jeder Beziehung, selbst dessen was ihnen so nahe lag, brach ich das Gespräch ab.

Man kann in Italien nicht in dritter Klasse auf der Eisenbahn fahren; diese Wagen sind dort wie die bei uns für das Vieh bestimmten. Die zweite Klasse ist wie die dritte bei uns, nur daß einige elende Kissen über die Holzbänke gedeckt sind. Im Uebrigen fahren sie come i diavoli, und es ist zu verwundern, daß man nicht öfter von Unglücksfällen hört.

Von Caserta an, wo der Anblick des angeblich noch einmal so großen königlichen Schlosses als das Berliner ist, ergötzt, wird der Garten, der uns rings umgiebt, immer köstlicher. Der Wein baut ringsum Ehrenpforten von Platane zu Platane

Maulbeerbäume, Lorbeerbäume, Oelbäume, herrlich belaubte Ulmen, alles bestrebt sich, dem König im Pflanzenreich, der hier seine Reben üppig wuchernd emporrankt, zur Stütze zu dienen. Ueber die Mauern ragen die dunkeln Citronen- und Orangenbäume empor, und lassen ihre goldenen Aepfel herabwinken. Die Gärten sind mit hohem Cactus und Aloe eingefaßt. Alte Mauern selbst bekleiden sich schön. Da sprießt das fettblättrige Mesembrianthemum, dessen rothe Blüthen das Auge blenden. Steckt man ein solches fettes Blatt in die Lava oder Erde, so überkriecht in kurzer Zeit die Pflanze, die man bei uns sorgfältig in Töpfen zieht, die ganze Nachbarschaft. Unter den Festons der Weinreben, nicht gedämmt von den stützenden, dichtbelaubten Bäumen, breiten sich köstliche Felder blaublühenden Flachses von halber Mannshöhe, rothstrahlende Kleefelder einer Art Esparsette oder auch die zierlichen Anpflanzungen des saftiggrünen Hanfes aus. Oft rankt sich an Bäumen die kleine rothe Bouquetrose empor, dort bildet sie strahlende selbstständige Büsche, an denen man vor Blumenreichthum kaum ein Blatt entdecken kann. Nichts kann schöner aussehen als ein solch blaues Flachsfeld, das einem herabgefallenen Stück Himmel gleicht, und dazwischen Rosenbüsche, wie ich sie eben beschrieb, die dunkelschattigen Bäume umarmend. Ach und das Alles verträgt sich so gut über-, unter- und nebeneinander.

Die Luft ist mit Düften geschwängert, ganze Wolken Rosen- und Orangenduftes dringen abwechselnd in den dahineilenden Wagen herein und berauschen uns süß. Aber wer ist jener erhabene zweigipflige Berg, der auf seinen Schultern den dunkelblauen Himmel zu tragen scheint? Wer ist der König mit der stolzen dunkeln Schleppe von niedrigern Bergen und Höhenzügen hinter sich her? Eine Rauchschlange windet sich aus dem höhern Gipfel empor. Der Seewind zwingt sie zu den wunderbarsten Windungen. Er ist es, der Vesuv! Kaum haben wir ihn erblickt und starren nur zu ihm empor, da öffnet sich auf der andern Seite der Garten mit den Weinreben-Ehrenpforten, die uns schon ganz feierlich gestimmt und vorbereitet haben auf das königliche Schauspiel. Hinweg vom Vesuv und den feingeschwun-

genen Linien seiner Bergschleppe, rechts geschaut! Da taucht das Häusermeer Neapels mit Kuppeln und Thürmen empor, und dahinter — ach! dort erglänzt das Meer im Abendsonnenschein und umarmt seine lächelnde Braut: Neapel.

VII.

Ankunft in Neapel. Meine Wirthin führt eine Novelle des Boccaccio auf. Unser Bediente, ein Diogenes. Auf dem Toledo ist Gefahr für die Taschentücher. Streifzüge durch Neapel. Im königlichen Palaste. Ein Raubanfall.

Nach überstandenem Kampfe mit den Beamten der Dogana, die uns begreiflich machten, daß, wenn wir auf Untersuchung beständen, es uns sehr schlimm gehen könnte und nach einsichtsvoller Ueberreichung einiger Carlini von unserer Seite, schwang sich ein bereitstehender Lastträger unsern sehr schweren Koffer ohne Umstände auf den Kopf und rannte damit in das Droschkengewühl voraus. Noch mehr Geschrei und Agiren als in Rom! Sie geberdeten sich Alle, als hätten sie den Sonnenstich.

Mein Logis in dem beliebten Quartier St. Lucia mußte seiner Aussicht wegen für das gelten, was es an Bequemlichkeit und Reinlichkeit nicht war: schön nämlich.

Vor mir auf dem Austernmarkte noch mehr Gebrüll als am Bahnhofe. Oft glaubte ich, sie wollten sich morden, aber sie scherzten nur. Es ist dies ihre Art, fröhlich zu sein. Auf der Loggia bei meiner Wirthin laufen die Hühner in Schaaren herum, und ein Hahn kräht und solfeggirt unaufhörlich. Dazwischen amüsiren sich einige Katzen, die äußerst wild erscheinen, wenn man sich ihnen nähern will. Mit den Hühnern jedoch halten sie gute Gemeinschaft.

Meine Wirthin ist nicht verheirathet, auch nicht mehr jung

und hat ihre Mutter bei sich, die immer zankt; die Stimme der Mutter ist so häßlich gellend und schreiend, als die der Tochter tief und kraftvoll. Sie singen ein gutes Duett zusammen.

Die Tochter, die wohl einst schon einen Gatten beglückte, scheint eine Novelle nach Boccaccio aufzuführen. Sie hat einen Prete zum Liebhaber, mit dem sie bei dem schönsten Wetter in einer geschlossenen Kutsche spazieren fährt. Zugleich treibt sie Handel mit alten Kleidern, und fragt mich oft, ob ich nichts zu verkaufen habe oder kaufen wolle.

Der Bediente, der alle Verrichtungen eines Dienstmädchens bei uns über sich hat, ist eine originelle Persönlichkeit. Er ist ein junger Mensch von höchstens siebzehn bis achtzehn Jahren und hat ein etwas mulattisches Aussehen: sehr hohe Backenknochen, aufgestülpte Nase, etwas aufgeworfene Lippen, aber untadelhafte Zähne, krauses, schwarzes Haar und gar zu große schwarze Augen nebst Zubehör von Wimpern und Brauen, die wie mit Kohle in sein Gesicht gezeichnet sind. Er ist nicht groß, trägt Wochen- und Sonntags gleich ärmliche Kleider und bedeckt sein Haupt stets mit einer kleinen Sammetkappe, die er nie, selbst bei keinem Gruße, ablegt; ich glaube, er schläft damit. Wäre er älter, so würde man glauben, er schütze eine Platte so sorgfältig vor dem Gesehenwerden, doch man geht in Italien gern bedeckten Hauptes, und es soll dies sogar sehr nöthig und heilsam sein. Ein Bart sproßt ihm noch nicht. Er thut Alles, was er thut, mit äußerster Nachlässigkeit und Nonchalance, und ist etwas geschehen, daß seiner Fahrlässigkeit oder Vergeßlichkeit die Schuld davon aufgebürdet werden muß, so sagt er äußerst gelassen: „Non fa niente (Es thut nichts)!“ Beklage ich mich über das schmutzige Waschwasser, so sagt er: „Non fa niente.“

Spricht die Padrona zu ihm, er solle den Kaffee noch nicht hereinbringen, er müsse sich erst klären, so nimmt er ihn doch ganz gelassen und trägt ihn fort, indem er mit unsicherem Tone und halbheiserer Stimme kräht: „Non fa niente.“

Im Uebrigen ist er immer heiter, gutes Muths und verrichtet alle Arbeit singend. Er schustert auch ein wenig, und die Gewerbefreiheit in Italien kommt seiner elenden Flickerei zu

Statten. Dann kauert er an der Erde, flickt und singt. Wenn man seine lingua maccaronica nicht versteht, sagt er einem ganz trocken in's Gesicht: „Non capisce niente (Sie verstehen nichts)!"

Er schläft des Nachts auf einem Sack, in dem einige Lumpen- und alte Papiere verborgen sind; ich habe niemals einen Menschen gesehen, der sich so gleichmäßig in seiner Stimmung gezeigt hätte, als dieser Bediente. Er hatte nichts und sah doch stets Leute um sich, die Alles hatten, was ihm gewiß auch angenehm gewesen wäre, angenehm sein mußte; und dennoch war er stets zufrieden, dennoch sang er immer heitere Lieder. Als ich ihn einst darum belobte, sah er mich groß an und schien nicht gleich zu begreifen, was dabei zu verwundern sei. Aber er besann sich schnell und sagte: „Sto sempre allegro, è meglio di piangere (Ich bin immer lustig. Es ist besser als zu weinen)." Und hierbei machte er die Grimasse des Weinens oder carrikirte sie vielmehr. Er war ein ächter Cyniker; ich nannte ihn Diogenes. Man sieht hierbei deutlich, wie nur in einem so schönen, gesegneten Lande, nur im Süden, der jedem Bedürfniß so entgegenkommt, der Bequemlichkeit nicht so nöthig macht, wie der Norden, die Secte der Cyniker aufkommen und bestehen konnte; dazu unterstützte die Neigung zum Dolce far niente reichlichst diese Philosophie. Schöne Luft, heiterer Anblick einer immer lachenden Natur, milder Himmel, Billigkeit der Lebensmittel, die uns im Norden zum großen Theile als Leckerbissen erscheinen; es war leicht, sich Genügsamkeit und Nichtsthun und eines um des andern willen zur Pflicht zu machen, und mit so geringer Anstrengung und Selbstverläugnung noch dazu Auszeichnung zu erlangen.

Das Sonntagsvergnügen meines Diogenes besteht darin, daß er sich auf die Loggia setzt und Violine spielt, d. h. keine wirkliche Violine, sondern die Violine der Phantasie. Er kratzt nämlich mit einem Stück Canna auf einem andern herum, ahmt das Tempo des Liedes nach, welches er dazu singt, und ist sehr glücklich. Es ist dies ein harmloses Vergnügen, welches sich viele Arme und Kinder in Italien machen. Als ich herzu-

trat, hörte mein Diogenes auf zu spielen, die Wirthin kam und sagte: „Ecco il piacer dei poveri (das ist das Vergnügen der Armen)!“ —

Mit der schönen, jungen, aber übermäßig dicken Locandiera in der Trattoria alla corona di ferro machte ich schnell Bekanntschaft. Ich ersuchte sie um eine kleine Gefälligkeit und sie küßte mich vor überströmender Freundlichkeit und Zuthulichkeit.

Auf den Straßen Neapels hat man als Fußgänger einen schlimmen Stand. Kaum ist man einem der wie ein Wetter fahrenden Wagenlenker ausgewichen und glaubt Athem schöpfen zu können, da lugt uns schon wieder ein Pferdekopf über die Schulter, und wir machen einen verzweifelten Sprung seitwärts; dort aber schiebt wohl gerade ein Pomeranzen- oder Citronenhändler seinen zweirädrigen Karren vorüber und uns in den Weg zur Flucht. Da möchte man sich oft Flügel wünschen, um sich über das tolle Gewühl erheben zu können.

Das Straßenpflaster ist auch so recht zum Rollen der Wagen eingerichtet. Ueber die großen Lavaplatten gleiten sie unhörbar sanft und leise hin. Am Toledo, der großen Hauptstraße, wo das Corsofahren abgehalten wird, fallen dem Auge die herrlichen Blumenstellagen der Venditori di fiori auf. Welche Bouquets von brennenden Rosen, vielfarbigen Nelken (vielfarbiger und größer als ich sie irgendwo sah), Granaten, weißen Lilien, Magnolien, Verbenen!

Man kann sich nicht satt sehen. Auf dem Gipfel eines solchen Riesenbouquets thront oft die kolossale weiße Magnolienblüthe, die man aber nie zum Aufblühen kommen läßt. Die am Stiel zunächst befindlichen grünen Blätter werden um die erst halb erschlossene Blume zusammengebunden, so daß dieselbe sich nicht weiter öffnen kann, als gerade nöthig ist, um uns einen verstohlenen Blick in ihr herrliches, duftreiches, gelbschimmerndes Innere zu gewähren.

Abends wimmelt es am Kaffee Europa auf Largo die Palazzo von Eisessenden. Mehr noch als an die im eleganten Innern Versammelten wird diese berühmte neapolitanische Erfrischung nach außen gespendet. Da halten Wagen ohne Zahl

auf dem Platze und die Kellner fahren dazwischen herum und präsentiren Eis. Die eleganten Damen und Herren in den Carossen langen durstig danach, und nach eingenommener Portion wird die Corsofahrt fortgesetzt. Das neapolitanische Eis wird in Portionen verabreicht, die fast so groß sind wie unsere halbpfündigen Stückchen Butter und welche auch dieselbe Form haben.

Wir wollten uns dem Garten, der sich an das königliche Schloß anschließt, nähern. Es winkten daraus Palmen, Magnolien und Granaten entgegen. Bescheiden lugten wir durch das Eisengitter. Aber auch diese unschuldige Neugier war verbrecherisch in den Augen der Schildwachen. Sie wiesen uns zurück, indem sie bemerkten, es sei nicht erlaubt, sich dem königlichen Garten auf diese zudringliche Weise zu nähern.

Betroffen flüchteten wir zu den Schildkrothändlern, die am Largo di Castello ihre kleinen Läden aufgeschlagen haben. Die mit Gold und Silber eingelegten Schildpattarbeiten sind äußerst beliebt, und mit Recht. Ein solches schlangenartiges Armband mit goldenen Sternchen übersäet, ist reizend. Aber die Herren Verfertiger lassen sich ihre Mühe auch theuer genug bezahlen. Ein schöner Schildpattschmuck rivalisirt an Preis mit einem ächten goldenen.

Auf dem Toledo muß man sich vorzugsweise vor Taschendieben hüten; letztere sind, wie bei den alten Griechen, geehrt, wenn sie es nur schlau anfangen. Mein Begleiter verlor gleich am ersten Tage auf die angedeutete Weise ein schönes seidenes Taschentuch aus der Rocktasche. Ein baumwollenes geben sie nicht selten enttäuscht zurück.

In einem Kaffee beklagten wir uns gegen einige anwesende Landsleute über den Verlust. Sie sagten uns: „Da ist nichts anzufangen. Gehen Sie auf die Polizei, so fragt dieselbe zuerst: Wo tragen Sie Ihr Taschentuch? Sie entgegnen darauf: Hinten in der Rocktasche. Ja freilich dann, erwidert Ihnen der Commissär, ist nicht zu helfen. Wer wird sein Taschentuch hinten in der Rocktasche tragen, das gehört in die Brusttasche! Abgemacht!“

Wie schnell man bei den Lastträgern, Kutschern, Lohndienern avancirt, je nachdem man sie beschenkt, ist possierlich. Giebt man anständig, so heißt man: Signore mio illustrissimo. Wer noch reichlicher giebt, ist sofort zur Excellenza emporgestiegen, und der Freigebigste wird Principe titulirt.

Ein schwarzäugiger und bärtiger Erdbeerenverkäufer verlangte mir für seine Rotola (zwei Pfund nach unserm Gewicht) zu viel ab. Mein Reisegefährte wurde ächt deutsch ärgerlich und grob gegen den Mann; dieser zuckte die Achseln und machte eine spöttische Grimasse. Da aber seine Erdbeeren ausgezeichnet schön waren, ließ ich mich herbei, freundlich mit dem Verkäufer zu sein und ihm mit bedeutungsvollen Blicken zu sagen, wie er gegen eine Dame so unfreundlich, so hartnäckig sein könne! was ich, als Fremde, für einen Begriff von der Gentilezza der Neapolitaner bekommen müsse, und was der Ueberredungskünste mehr waren. Und siehe da, der Erdbeerenhändler wurde weich wie Wachs, lief mir nach und bat mich förmlich, die Früchte für den von mir bestimmten Preis zu nehmen. Eine Lehre, sagte ich zu meinem Begleiter, dies Volk will human behandelt sein. Und das gefällt mir von ihm, das rühme ich. Bei Gelegenheit eines Spazierganges in der Villa Reale, die an der Südseite nach dem Meere zu offen ist, sahen wir das interessante Schauspiel eines Fischzugs mit an.

Die braunen Fischer, nur leicht von einem Hemd und einer kurzen Hose überkleidet, auf dem Haupte die ebenfalls braune phrygische Mütze, zogen in langen Reihen das Netz an's Ufer. Oft lösten Knaben den Vater ab, bald wieder sprangen sie zu uns heran, schlugen Purzelbäume vor uns und erbaten sich dafür eine buona mano, um maccaroni lunghi, lunghi, lunghi zu kaufen. Dabei sperrten sie den Mund auf und machten mit den Händen die Bewegung, als ließen sie die geliebten Nudeln schon hinunterschlüpfen.

Dort wurden auch Bäder in der See gebaut. Es sind dies zwei lange Reihen Zellen neben einander, lose zusammengefügt. In den Zellen führen Treppen hinab in die See, die lieblich-durchsichtige grüne. Von drei Seiten ist der Baderaum durch

Bretter geschlossen, nach der Seeseite ist er offen. Das tyrrhenische Meer ist sehr stark und enthält mehr Jod und Brom, als irgend ein anderes. Daß es ungeheuer viel Salz absetzt, ist bekannt, da es sich denn auch nur hier der Mühe verlohnt, Salinen anzulegen.

Die Italiener sind, wie überhaupt, so auch beim Baden sehr vorsichtig. Vor Anfang Julius besucht kein Italiener die Seebäder. Diejenigen, die jetzt baden (Ende Mai und Anfang Junius) sind nur Fremde, und wie ich mir sagen ließ, auch nur Damen, vorzugsweise die kühnen, unternehmenden Engländerinnen.

Ich versuchte es auch, wurde aber von drei Bädern so aufgeregt, so nervös, daß ich damit nicht fortfahren konnte.

Die Italiener von heutzutage, im Gegensatz zu ihren großen Vorfahren, sind überhaupt keine Freunde vom Wasser. Waschen und Baden scheint ihnen eher Strafe, als Erquickung und Bedürfniß zu sein; dagegen setzen sie ihren Körper gern der Luft aus. Es wehte am Morgen eine sehr frische Brise, als ich nach den Bädern ging, und die Männer, welche bei dem Baue derselben beschäftigt waren, gingen sämmtlich, bis auf sehr wenige, ganz ohne Kleider. Nur auf dem Kopfe trugen sie die phrygische Mütze, die ihnen zugleich als Geldbeutel und Futteral für das Austermesser dient.

Eine der romantischsten Staffagen des italienischen Stadt- und Landlebens bildet unstreitig der vielfach beladene und aufgeputzte Esel. Dieses mit so großem Unrechte im Rufe der Dummheit stehende Lastthier bringt große Abwechslung in die Genrebilder des täglichen Verkehrs. Dort kommt einer beladen mit lang herabhängenden Binsenkörben voll Zwiebeln und sonstigem Grünkraut; Kohlköpfe von riesiger Art ragen hervor und stechen reizend ab von rothen Paradiesäpfeln. Die Körbe sind so tief und lang und so überreich gefüllt, daß der Esel sie fast an der Erde schleppt. Am Schwanze dirigirt ihn sein Herr, läßt sich auch bisweilen von dem ohnehin schon beladenen Thiere noch ziehen. Wenigstens hält er sich gewöhnlich so fest an dem Schwanze an, daß erst der ausschreitende Esel ihn selbst zum

Schreiten bewegt, dazu reißt er schreiend und brüllend, und seine lieblichen Waaren unlieblich ausbietend, einen Mund voll schöner Zähne bis an die Ohren auf, wird braunroth vor unnöthiger Anstrengung und kann im Geschrei nur von seinem Thiere überstimmt werden.

Manche Esel tragen ein Brett wie einen Tisch auf ihrem Rücken, Stücke Holz ragen an den vier Ecken empor und daran hängen die ausgebotenen Zucker- oder Bäckerwaaren, Semmelringe und eine Art Bretzeln; auf dem beweglichen Tische selbst liegen Brode aufgethürmt, und an dem einen der Stücke hängt die Waage herab und schlägt den armen Esel bei jedem Schritte in die Beine, deshalb thut er, glaube ich, auch so wenig Schritte als irgend möglich und so vorsichtige langsame. Die Waage ist noch immer dieselbe, wie vor 1800 Jahren und noch länger. Die in Pompeji ausgegrabenen Waagen haben, wie die von heutzutage in Italien nur ein Becken, das mit elegant gearbeiteten Ketten an einem eisernen Stabe hängt, an welchem sich die größeren und kleineren Gewichte befinden, die durch Vor- und Rückwärtsschieben an die am Stabe befindlichen maßgebenden Striche das Gewicht bestimmen. Wo die Ketten am Stabe münden, sieht man an den ausgegrabenen Waagen bisweilen sehr schöne Bronzeverzierungen. War es eine zum Fleischwägen bestimmte, so deutete ein elegant gearbeiteter Thierkopf ihren Zweck an; andere haben den Kopf eines gerade zur Zeit ihrer Verfertigung regierenden Kaisers oder Consuls aufzuweisen, und stets von so sprechender Aehnlichkeit, daß man sie sofort erkennt.

Doch ich kehre noch einmal zu den neapolitanischen Eseln zurück. Wenn sie Kartoffeln tragen, so pflanzt ihr Treiber einen blätterlosen vielgezweigten Ast auf den beweglichen Tisch und spießt seine feilgebotenen Kartoffeln daran. Dazwischen ziert er den Ast mit rothen Läppchen, alten Flitterkram und weiß der ganzen Sache ein manierliches Aussehen zu geben. Der Esel selbst ist auch vielfach geputzt und verziert. Sein Geschirr strotzt von gelben Nägeln, Blechschildern, rothen Tuchfleckchen, Pelzverzierungen, Klingeln und was dergleichen mehr ist.

Unangenehm berührte es mein Auge, daß im Regno die

Bauern sowohl als die Städter sich so häufig den Kopf rasiren. Kinder, selbst Mädchen, sieht man auf diese Weise des schönen dunkeln Haarschmuckes beraubt; ich habe sehr wenig Männer mit natürlichen Locken gesehen, aber wenn sie diese trugen, war es ein höchst anmuthiger Anblick. Gestern besuchten wir den Fischmarkt. Um der Schönheit und Vielfarbigkeit, auch Vielförmigkeit der Fische willen, die hier zu sehen sind, hätte ich gewünscht, nicht so empfindlich gegen den damit verbundenen unangenehmen Geruch zu sein. Allein ich konnte nicht fünf Minuten aushalten, demungeachtet hatte ich Zeit genug, das lebendige Gold und Silber des Meeres in zahllosen Körben zu bewundern. Es ist wunderbar, wie die Fische der südlichen Meere glänzen und schillern; manche regten sich noch. Die Armen werden ja nur durch Entziehung des Wassers, ihres Elementes, getödtet. Thunfische von mehr als Manneslänge lagen da. Ihr schönes, rindfleischartiges Fleisch schien sehr gesucht.

Der Fischmarkt soll mit Arkaden versehen werden, was sich zweifelsohne sehr schön ausnehmen wird. Allein bis jetzt stehen nur erst die Gerüste, und man versicherte uns, daß diese schon sehr lange so stehen, ohne ihrer Vollendung auch nur um ein Haar näher gerückt worden zu sein. Diese Langsamkeit bei den Bauten wird sehr getadelt, aber es hilft nichts. Auf dem Platze vor Villa Reale steht schon seit lange ein großer Bretterverschlag, der einen unvollendeten Brunnen birgt und den ganzen köstlichen Platz verunziert. Die Regierung hört die Klagen von Einheimischen und Fremden, aber sie baut ihn doch nicht aus.

In Neapel hört man nicht so viel Läuten, als in Rom; das thut dem deutschen Ohre sehr wohl, besonders da das italienische Läuten ein fortwährendes mehr oder weniger tactloses Anschlagen ist. Auch Preti und Mönche begegnen einem nicht in so großer Anzahl, als in der ewigen Stadt. Aber die man sieht, haben ein vernachlässigteres Aussehen als die in der Nähe des heiligen Vaters, unter seinen Augen weilenden und wandelnden. Man sieht hier auf ihren Gesichtern meistens häßliche und wilde Leidenschaften ausgeprägt.

Heute besuchten wir das königliche Schloß. In des Königs Zimmer, die im zweiten Stocke liegen, ist der Eintritt unter

keiner Bedingung und Bevorwortung gestattet. Auf der herrlichen Marmorterrasse, wohin man aus den Zimmern der Königin gelangt und wo Alleen von Oleander, Citronen und Orangen, Myrthen und Lorbeer mit einander abwechseln, stört nur der nächste Blick. Während den Hintergrund der Vesuv mit seiner dunkeln Bergschleppe und Portici am Fuße bildet, woran man sich nicht satt sehen kann, stößt das Auge mit Widerwillen im Vordergrunde auf zahllose Mordinstrumente, die im nahen Casernenhofe, in welchen man von der Terrasse herab wie in einen andern Krater schaut, in Massen zu finden sind. Kanonen, Mörser, hohe Haufen Kugeln und Granaten liegen da, Alles schwarz, dämonisch, unheimlich, erinnernd, daß man auch in politischer Hinsicht auf vulcanischem Boden weilt. Die zahllosen Schlünde alle gegen die liebliche, heitere, lebensfrohe Stadt mit ihren unvergleichlichen Reizen und Naturschönheiten gerichtet, machen einen grausigen Eindruck und heißen uns die entzückende Aussicht von der Terrasse auf Meer, Vesuv, Sorrent und seine Gebirge eher meiden als suchen.

Im zweiten Schloßhof läßt der König jetzt eine wunderbar schöne Marmortreppe bauen. Mit ihr scheint es schneller zu gehen, als mit den übrigen angefangenen Bauten von Neapel. Der Fußboden in den königlichen Gemächern fiel mir auf. Er war feuerroth. Es waren mit rothem Firniß lackirte Ziegelsteine. Der Führer nannte es Cera, Wachs, aber dafür konnten wir es nicht halten. Natürlich wird dieses Pavimento noch mit Teppichen bedeckt, wenn die Herrschaften zugegen sind.

Im Uebrigen war die Pracht keine auserlesene. Vielleicht war auch Manches weggeräumt oder verborgen, was sonst die Räume zierte. Die bourbonischen Lilien prangen überall, bis zu einer lästigen Menge sind sie allenthalben angebracht. Im Wohnzimmer der Königin hing ein schönes Portrait Ludwig XVIII. von Frankreich.

Viele werthvolle Gemälde waren verhängt; die zu sehenden waren theils von neuern, theils von ältern Meistern, wie Salvator Rosa, Carlo Dolce, auch ein Correggio und Rafael. Die so sehr gerühmte Gewehrgallerie oder Rüstkammer des Königs,

die sein Steckenpferd ist und allgemein als etwas äußerst Seltenes und Kostbares geschildert wird, fand ich weit unter der Dresdener, sowohl an Werth der Gegenstände als auch an Zahl. Unbefriedigt kehrten wir daraus zurück.

Im Schloßhof und später in ganz Neapel fielen mir die bourbonischen Lilien wieder auf, und zwar an den steinernen Schilderhäusern. Jedes derselben zählt vier in Stein ausgehauene.

Die Schildwachen zu Pferde am Schlosse und Abends während der Vorstellung am Teatro S. Carlo nehmen sich sehr schön aus, sehr königlich und stattlich. Man sieht hier aber auch nur selten ein unschönes Pferd. Die Race ist vortrefflich und die Pflege soll auch gut sein, doch wohl nur bis auf das unsinnig schnelle Fahren und Abhetzen der armen Kutschpferde; aber auch unter diesen sieht man nur äußerst selten eines, das Aehnlichkeit mit einem europamüden deutschen Fiakerpferde hätte. Sie sind meist gut genährt, noch besser geputzt und haben Lust zum Laufen.

In keiner Stadt jedoch, außer Neapel, habe ich so oft gestürzte, todte Pferde, die ihrem Aussehen nach nicht vor Altersschwäche umgesunken sein konnten, auf kleinen Karren an den Ort ihrer letzten Bestimmung fahren sehen. Es war dies ein trauriger Anblick. Oft schleiften sie die Mähne im Schmutze dahin. Wenn zwei aufgeladen worden waren, mußte man sich wundern, daß nicht eines um das andere ganz verloren ging. Alle die so transportirten guten Thiere hatten schöne Formen, und erregten um so mehr mein Bedauern. Ich glaube, daß die Pferde in Neapel bei dem unsinnig raschen und unvorsichtigen Fahren selbst im größten Gedränge und Gewühle, bisweilen gestoßen und verletzt werden, worauf, wenn das Thier nur nicht am Gehen gehindert ist, der Kutscher nicht weiter achtet. Diese Vermuthung, und daß das Pferd alsdann oft ein inneres Leiden davon trage, welches ihm bei großer wiederholter Anstrengung tödtlich werden könne, sprachen auch Pferdekundige aus.

Ein Geist und Körper bedrückender Scirocco hinderte uns heute an weiteren Ausflügen.

Vor unserm Fenster bettelte ein altes Weib, das blind zu sein schien. Sie war über alle Begriffe häßlich und verbrannt und predigte ihre Bitte förmlich oder declamirte sie; dabei bediente sie sich merkwürdiger, exaltirter Gesten, schüttelte bisweilen den Kopf, als sollte sie die Haube verlieren, und riß den Mund auf, als wollte sie Alles verschlingen. Ihre Stimme war so tief und stark, daß man, wenn man nicht hinsah, einen Mann glaubte schreien zu hören und nicht eine kleine, alte, schwächliche Frau. Bisweilen ging sie aus dem Sprechen in Singen über und wechselte eine Zeit lang ab, aber dieses Singen war vollends unerträglich. Die Worte jedoch, die improvisirt schienen, da es jeden Augenblick andere waren, konnte man nicht anders als anmuthig gesetzt nennen. Für ihre schönen Zähne würde ihr wohl manche Dame hohen und höchsten Ranges eine Leibrente ausgesetzt haben, wenn sie sich selbige dafür hätte zu eigen machen können.

Heute, zum Namenstage des Königs, weckte eine infernalische Kanonade die Bewohner Neapels aus ihren süßen Träumen. Vom Castello S. Martino, vom Castello dell Uovo, von der Hafenbatterie ertönten unaufhörlich Salven. Alle vor Anker liegenden Schiffe antworteten lebhaft. Sie hatten sämmtliche Flaggen aufgehißt und aus den Lucken blitzte und knallte es fortwährend. Sogar ein dunkler Engländer, eine große Fregatte, die nahe genug an Santa Lucia lag, war bunt anzuschauen und donnerte ununterbrochen heuchlerische Grüße, während sie gewiß ihr Pulver lieber in anderer Weise verbraucht hätte.

Der Vesuv und die Eilande brüllten den Donner der Geschütze zurück. Sechsfaches Echo hallte von Capri und Sorrent her. Es war keine Ruhe mehr in der Luft und das Meer bebte im falben Dämmerlichte des Morgens.

Vom Vesuv wandte sich die Rauchsäule wie eine Riesenschlange in unendlichen Windungen abwärts, vom Morgenhauch getrieben. Es war göttlich schön.

O welch' eine Natur! Welch' ein Anblick! Welch' unauslöschlicher Eindruck für das ganze, spätere, traurig-kahle Leben!

Götzlaff schildert die Neapolitaner wie Weiber, und mit Recht. Wunderlich, im Grunde gutmüthig, leicht beleidigt, sich selbst in Wort und That widersprechend! Ein schönes Lob für die Frauen. Am meisten hob er den Eigensinn hervor und wie leicht sie zu gewinnen wären, wenn man ihnen scheinbar den Willen thäte. Dann sind sie eben auch wieder wie Weiber, indem sie sich schon an dem guten Willen, sich ihnen angenehm machen zu wollen, genügen lassen.

Einen Grundzug ihres Charakters nennt Götzlaff ihre Ehrlichkeit. Nie hört man von einem Einbruche, und wie leicht wäre er dort bei diesen klappernden, halbgeschlossenen Fenstern, diesen kaum zu befestigenden Thüren! Dagegen lieben sie das Uebervortheilen. Sie nützen des Fremden Unbekanntschaft mit dem Gelde, Gewichte, Maße, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, und freuen sich unendlich einer so kleinen gelungenen List. Der Neapolitaner, vielleicht mehr oder weniger der Italiener überhaupt, hält es also auch hierin mit den Extremen. Entweder Raubmord oder ganz kleiner Betrug. Die lange Scala von Einbruch, Diebstahl aller Art übergeht er. Auch das Taschentücherentziehen, oder besser gesagt: Herausziehen, zählt er unter den kleinen, unschuldigen Betrug.

Der König hat alle Räuber aus seinem Reiche verbannt, und seit lange ist kein Anfall im Königreiche vorgekommen. Vierzehn Tage nach unserer Ankunft hier ereignete sich aber doch wieder ein solcher unangenehmer Fall; doch geschah es bei Terracina im Römischen und nur „wenige Neapolitaner" sollen dabei betheiligt gewesen sein. Die Räuber hatten mit ihrem edlen Handwerk selbst noch nicht recht vertraut geschienen. Die ganze Gesellschaft in der Diligence (denn dieser hatte der Angriff gegolten) war höflich ersucht worden, faccia in terra zu machen, auch die Damen; dann hatten die Räuber ausgeräumt und den Wagen und die Reisenden ruhig weiter ziehen lassen; dies war jedoch nur dem Hauptwagen begegnet, den zweiten, die Beichaise, hatte man nicht incommodirt. Selbige war sehr weit hinter

dem Hauptwagen zurückgeblieben und die Reisenden des letzteren schon ausgeplündert und von ihren Drängern wieder befreit gewesen, als die Beichaise erst angekommen war an dem Orte des Schreckens. Die Räuber waren nach kaum vierzehn Tagen schon eingefangen, und alle vermißten Gegenstände wieder gefunden worden.

Allein man sagte mir, daß es schwieriger und langwieriger sei, in Neapel etwas von der Polizei wieder zu erlangen, als kaum von den Räubern selbst. Das Sichlegitimiren, das Paßvisiren, Zeugnisse fordern der betreffenden Gesandtschaften nehme gar kein Ende.

Unsere Kirchenbesuche waren bald abgethan. Die neapolitanischen Kirchen sehen äußerlich manchmal nach Etwas aus, aber im Innern wird man enttäuscht. Wer von Rom kommt, ist überhaupt, was Architectur betrifft, verwöhnt.

Einen ächten südlichen Charakter geben der Stadt die vor jedem Fenster angebrachten Balcons. Es ist oft kaum Raum genug, daß zwei Personen neben einander darauf stehen können, aber es ist doch ein Balcon mit einem eisernen Geländer, um das sich die vom Fenster herausflatternden Vorhänge schlingen gleichwie festliche Fahnen. Gegen Abend genießen die Bewohner des Hauses Kühlung auf diesen kleinern oder größern Austritten. Buntgekleidete Frauen und Mädchen fächern dort oben, winken herab, tändeln mit den langen Schlinggewächsen, die oft von den sonniggelegenen Balconen üppig herabhängen, und sind so beweglich, so lebhaft, so laut, daß man unwillkürlich zu den Fenstern emporschaut, wo sie sich zeigen.

Albergo dei Poveri ist ein Armenpalast, wie nicht leicht ein zweiter gefunden wird. Seine Lage ist reizend an der Straße nach Caserta. Die Armen bewohnen ein Palais von sechzig Fenstern Fronte mit sechs Stock Höhe, die Dachfenster mitgerechnet. Eine große, marmorne Freitreppe führt hinan und endet in einer prächtigen Säulenhalle.

Unweit dieses Palais ist der botanische Garten, der nicht zu allen Tageszeiten geöffnet wird. Als wir Sonntags zur Zeit des Oeffnens dort anlangten, hätte man glauben können, einen

Volksauflauf zu sehen, so heftig drängte sich das niedere Volk die Freitreppe hinan in den schönen Garten. Der Zudrang war so entsetzlich, daß Soldaten von oben herab der Brandung wehren mußten. Sie ließen nur die Bessergekleideten ein und wiesen die Zerlumpten zu ihrem großen Leidwesen zurück.

Der botanische Garten hatte sehr viel Palmen, besonders Dattelpalmen, die ihre goldenen Ruthen weit hinaus in die Luft streckten. Es sind förmliche Goldgarben, aber von einem Gelb, welches man concentrirten Sonnenschein nennen möchte.

VIII.

Der Chef der Vesuvführer Cuzzolini. Beschwerliche Ersteigung des Aschenkegels, für eine Dame doppelt beschwerlich. Ich setze sie doch durch. Heimkehr zu Fuße. Schöne Mondscheinpromenade, aber große Müdigkeit.

Der Vesuv hatte den Abend vorher gar so herrlich gefeuerwerkert, als daß wir nicht hätten neugierig sein sollen, seine Titanenmacht endlich in der Nähe zu bewundern. Lange beobachtete ich, obgleich ermüdet von Nocera und Salerno zurückgekehrt, den meridiangleichen Feuerstreif, den die Gluthsäule des tobenden Berges über das Meer quer herüber nach dem bevorzugten Stadtviertel Santa Lucia sandte. Gegen Mittag machten wir uns auf, um mit der Eisenbahn nach Portici zu fahren. Aber, o schlimmer Anfang! wir kamen auf dem Bahnhofe an, als der Zug gerade fort war. Wir accordirten mit dem Droschkenkutscher, der uns bis hierher gebracht hatte, und beschlossen bei dieser Gelegenheit, auch einmal die alte Straße von Neapel nach Portici kennen zu lernen. Die Fahrt war höchst angenehm und wir kamen rechtzeitig an, um die Tour auf den Berg noch unternehmen zu können. Von Portici hat man nur

wenige Schritte bis Resina, welches auf Herculanum steht. Eine wohlgepflasterte Straße führt zur Villa Reale empor, man durchschreitet ein Portal, einen geräumigen Schloßhof, und jenseits wieder ein Portal, betritt von Neuem eine belebte Gasse und ist in Resina angekommen.

Gleich in der Gasse fielen uns Eseltreiber an, ihre bereits ermatteten Thiere am Zügel hinter sich herziehend. Wir konnten uns mit den unverschämt Fordernden nicht einigen, und deshalb führte man uns zu dem in der Nähe wohnenden Chef der Vesuvführer, dem alten Cuzzoli, Cuzzolini genannt, wie der Italiener fast immer, selbst demjenigen, den er haßt, das liebkosende, zärtliche Diminutivum giebt. Er und sein Sohn trugen als Abzeichen dunkelblaue Mützen mit breiten Goldstreifen, gleich wie Marineofficiere. Der alte Cuzzoli, ein angenehmer Mann, dem der langjährige Umgang mit vielen hohen Herrschaften und die Würde, die er bekleidete und in ihrem ganzen Umfange zu fühlen schien, ein nicht zudringlich-freundliches, vielmehr zurückhaltendes und deshalb im Vergleich mit seinen Landsleuten äußerst wohlthuendes Benehmen verliehen hatte, brachte es im Gespräche mit an, daß er den großen Humboldt oft hinaufgeführt habe auf den merkwürdigen Berg, daß Humboldt bei ihm gewohnt und ihm Kenntnisse von den verschiedenen Laven und Steinen beigebracht habe, die er uns nun mit großer Gefälligkeit zeigte und nannte.

Man sah es dem Mann nicht an, daß er siebenzig Jahre zählte. Noch am selben Morgen hatte er eine Herrschaft auf den Vesuv geführt, der in langen Jahren endlich die Quelle der Wohlhabenheit für Cuzzoli geworden war. Seine kleinen schwarzen, sprechenden und stechenden Augen funkelten dankbar, wie es mir schien, wenn er von der wunderbaren Gottesgabe, dem feuerspeienden Berge, sprach, der so vielen Menschen Nahrung giebt, weil er so viele Menschen mit Neugier erfüllt, ihn zu sehen.

Cuzzoli verschaffte uns Esel und einen Führer, der entsetzlich nach Knoblauch roch, und überhaupt einer der unsaubersten, unappetitlichsten war, die mir in Italien vorgekommen sind.

Seine Esel waren schon ermüdet, seine Sättel waren schlecht. Wir kauften Wein, Eier und Brod in Resina und gaben es dem Führer zum Tragen. Allein bald fiel mir ein, daß das Brod in unmittelbarer Nähe des Zwiebelgewächses von Führer nicht gewinnen könne; ich nahm es daher an mich. Nun ging es zwischen Weingärten und auf einem Wege, der dem Bette eines ausgetrockneten, mit Steinen aller Größen angefüllten, ehemaligen Gießbaches glich, steil und immer steiler aufwärts. Beim Eremiten war Fest, und ganze Schaaren geputzter Frauen, Mädchen, Männer, Greise und Kinder kamen uns von oben herab entgegen. Das einzige Merkwürdige, was sie an sich hatten, waren große Ketten von gebrannten Maronen und Haselnüssen, die man bei solchen Gelegenheiten häufig kauft. Von den Hüten der Männer hingen von Nüssen gebildete Quasten herab, um den Hals der Mädchen und Frauen hingen sie in Ketten, die Kinder trugen sie meist um die Arme geschlungen, um sie besser und bequemer abessen zu können. Die Frauen gingen alle meist in Kattunkleidern. Vor einem Weinbergsthore tanzten Mädchen eine Art Tarantella, aber höchst nachlässig, auch sie gingen nicht im Entferntesten italienisch gekleidet. Nicht einmal den weißen Deckel hatten sie auf dem Kopfe. Das ist der Norden, der über den Süden kommt. — Wenn man das erste große Lavafeld erreicht, staunt man sehr. Man hat sich das schwärzliche, bräunliche, graue und oft roth schimmernde Chaos von wunderlichsten Formationen, von versteinerten Wellen, dunkeln hochaufgeschichteten Eisschollen, ungeheuerlichen Gliedmaßen vorweltlicher Geschöpfe, die man hier zu sehen meint, nicht so deutlich und augenscheinlich, und das Feld dieser Zerstörung nicht so ausgedehnt vorgestellt, als es ist.

Die Esel haben über so große Blöcke zu steigen, daß man vor fortwährendem Schwanken und Schweben im Sattel zu keiner anständigen Haltung kommt. Beim Eremiten war es sehr lebendig. Der kleine Platz vor dem Observatorium, der noch dazu sehr schräg und unbequem ist, war mit Buden bedeckt, wo größtentheils Eßwaaren sich aufgespeichert fanden. Dieses Kirchenfest war also mehr Freßfest, wie mir schien. Eine

elende, unreine Musik vervollständigte das Abgeschmackte, Poesielose der ganzen Festlichkeit.

Unser Führer kaufte sich einige Kastanien, die auf dem ganzen langen Wege, außer dem Schluck Wein, den wir ihm bieten konnten, des genügsamen Menschen einzige körperliche Erfrischung abgaben. Ich habe oft bedacht, daß die große, noch nicht verschwundene Genügsamkeit des italienischen Volkes einen Theil der Unbesiegbarkeit der Legionen eines Julius Cäsar ausmachte. Wenn auch noch viele andere Tugenden dazu gehörten, um solche welterschütternde und staatenumwälzende Thaten hervorzubringen, als jene Heere verrichteten; die Basis aller war ihre Genügsamkeit, ihre Stärke im Entbehren.

Hinter der Eremitage und dem Observatorium zieht sich ein schmaler Bergrücken bis zu der Stelle hin, wo man die Esel zurücklassen und die Fußreise beginnen muß. Der Abhang jenes Bergrückens ist links mit einem kleinen Kastanienwalde bedeckt, und zwar sind es noch castanie dolci.

Weiter oben links ragt der Somma, der jetzt niedriger ist als der Vesuv, zu der Zeit aber, wo er noch in Thätigkeit war und der andere Gipfel schwieg (wie man auf allen Bildern von früher wahrnehmen kann), bedeutend gegen letzteren emporragte. Seine tiefergelegenen Schluchten sind dicht mit niedrigen Gebüschen von Eichen bewachsen; nach oben hin dehnen sich jedoch ungeheuere schwarze und schwarzblaue, röthliche und graue Lavaflächen aus, die im Sonnenscheine oft wunderbar glänzen.

Wo man absteigt, um die beschwerliche Reise auf der Lava nach dem Gipfel, dem Krater, anzutreten, sieht es ganz so düster, verworren und wunderlich aus, als auf dem früher beschriebenen Lavafelde. Die Vegetation hat aufgehört. Die letzte kleine Blume, die ich wahrnahm, war eine rothschimmernde Doldenpflanze, umgeben von einigen sehr niedlichen Farren, die uns aber auch bald ganz verließen.

Hier lagerten nun wieder privilegirte Banditen und Beutelschneider, denn anders kann man die prellenden und schnellenden Vesuvführer nicht nennen. Sie hatten dort, wo sie von den Fremden die Thiere in Empfang nehmen und hüten, bis

selbige zurückkehren, eine Hütte von Lava aufgeführt, sich Sitze zurecht gemacht, und saßen da und schnitzten Spitzen an die Stäbe, deren man sich bei Besteigung des Aschenkegels bediente. Tragsessel standen auch da und Riemen in Menge waren vorhanden, welche der Führer sich umhängt und in deren anderes Ende der Geführte seine Hände schlingt, um sich so emporziehen zu lassen. Außer dem Stocke verweigerten ich und meine Begleiter alle Hülfsmittel.

Unser Zwiebelgewächs von Guida zog voran, wir hinterher, und an uns schloß sich noch ein Führer an, der einen ziemlichen Theil der beschwerlichen Fußreise mitmachte, nur in der Hoffnung, daß ich endlich erlahmen und seiner und seines Riemens noch bedürfen werde. Sobald ich mich einmal umkehrte, glaubte er, ich habe ihm gewinkt, schwang seinen Riemen hoch in der Luft und rief: „Vuol' Signora?“ Ich versicherte ihm mehr als einmal, daß er vergeblich auf den Moment warte, wo ich ihm winken werde, da ich entschlossen sei, den Vesuv ohne fremde Hülfe zu ersteigen; aber es war schwer, ihn von meinem Heldenmuthe, der ihm fabelhaft vorkommen mochte, zu überzeugen. Endlich rief er uns einmal aus einiger Entfernung zu. Mein Begleiter fragte, was er wolle. Er antwortete, er wolle nun umkehren, verlange aber ein Trinkgeld dafür, daß er so weit mitgegangen sei. Ich lachte, mein Reisegefährte hatte Lust, ein Stück Lava auf den Unverschämten herabrollen zu lassen. Er gab einem bedeutenden Koloß unter seinen Füßen in dem ersten Anfall des Zorns auch wirklich einen herzhaften Tritt, aber die Folge davon war, daß er selbst sammt dem Lavabrocken über zehn Ellen hinabfuhr. Er kam auf diese Weise an dem Führer vorüber, der geschwind auswich und nun neuen Stoff hatte, seine Unentbehrlichkeit in das hellste Licht zu setzen.

Dies Intermezzo war komisch genug, verlor aber an Reiz, je höher wir kamen und je müder ich mich fühlte. Diese vielen vergeblichen Tritte, da das bewegliche Geröll der Lava beständig droht, uns wieder mit hinabzureißen, die enorme Steilheit des Berges, welche machte, daß wir glaubten, die Gesellschaft, welche sich eine Viertelstunde vor uns her unter mächtigem Ge-

schrei und Lärmen auf Tragsesseln emporschleifen ließ, zöge kerzengerade in die Höhe; das Alles wirkt entmuthigend genug auf ein weibliches Herz und noch mehr auf die Füße, welche mit dem Faltenreichthum der zahlreichen, hier höchst überflüssigen Röcke einen unausstehlichen Kampf bei jedem Schritte zu bestehen haben.

Wir kamen an einem ausgebrannten Krater vorüber, in dessen Tiefe Lavamassen in den grellsten Farben tropfsteinartig umherhingen.

Die Gegend war ziemlich verschleiert. Nebel jagten empor zum Gipfel und gestatteten uns nur selten, wenn sie urplötzlich hier und da zerrissen, einen Blick auf die paradiesische Gegend. Alle fünf Minuten ungefähr glaubten wir fernen Kanonendonner zu hören. Das waren die periodischen Ausbrüche des Kraters.

Endlich nahm ich das mir vom Führer gebotene Taschentuch saubersten Sorte an, welches er in der Weise eines Strickes gedreht hatte, um mich daran emporschleifen zu können. Aber ich gab das Manövre bald wieder auf aus den früher erwähnten Gründen, die es unmöglich machten, nahe bei dieser duftigen Menschenpflanze zu verweilen. Die Führer mit den Tragsesseln, welche die Gesellschaft hinaufgetragen hatten, kamen inzwischen an uns vorbei herabgesprungen. Die Geschwindigkeit, mit der sie in ungeheuren Sätzen in der Fürth der weichen Asche, die man zum Herabsteigen benutzt, an uns vorüberrasten, machte uns ein wenig bange. In demselben Tempo, versicherte uns der Führer, müßten und würden wir die Rückreise machen.

Nichtsdestoweniger boten uns die Vorübereilenden ihre Hülfe und ihre Sessel an, da sie unsere glühenden Gesichter und die Ermattung in unserem ganzen Wesen bemerkten. Reden konnte ich in jenem Augenblicke nicht gut, aber ich winkte heftig und entschieden in ablehnender Weise. Sollte es ihnen gelingen, nahe am Ziel, mein heldenmüthiges Unternehmen um die Krone der Vollendung zu bringen? Nein, o nein! — Manchmal lagen wir auf allen Vieren auf der harten, stacheligen Lava und hatten Mühe, wieder emporzukommen. Allein endlich, nach

einer vollen Stunde ununterbrochenen Steigens, mit zitternden Knien und Füßen, athemlos und schweißtriefend, erreichten wir den Stein- oder Lavakreis, den die Führer errichtet haben, um die Ankommenden bei der großen Erhitzung vor schneller Abkühlung zu bewahren. Denn hier oben wehen andere Lüfte, als da unten am Golf. Im Halbkreis jener Lavamauer nun sind ringsum Bänke aus demselben Material angebracht, und dort ließen wir uns nieder, um ein wenig zu verschnaufen. Unterwegs und vor der Ersteigung des Berges gestattete der Führer nicht, daß wir auch nur einen Bissen aßen, höchstens durften wir einen Schluck Wein zu uns nehmen. Dies erschwere das Steigen, sagte er.

„E tutto un mondo là sopra!" hatte Jemand vorher vom Vesuv zu mir gesagt, und, bei Gott, ich fand es bestätigt. Der ungeheuere Hof, fast rings umgeben von einer hohen, in verschiedenen Farben spielenden Lavamauer, in welchem sich die beiden thätigen Krater befinden, der unter unsern Füßen bröckelnde, knisternde, einbrechende, oft glühende, in den wunderbarsten, ja nie geahnten Formationen versteinert liegende Boden, der heftige Schwefelgeruch, die weißen Schwefeldämpfe selbst, die überall umherziehen, aus den Wunden des Bodens, aus jeder Ritze heftig hervorbrechen, das unterirdische Getöse, die Schüsse, welche der größte Krater unter Begleitung weißlichen, wirbelnden Rauches emporsendet, und über dem Allen, über dieser Hexenküche voll Tod und Vernichtung und Graus, der göttlichblaue, klare, friedliche, wolkenlose Himmel — es ist eine mächtige, ergreifende Scene, die sich der Seele mit unauslöschlichen Farben einprägt. Der kleine Krater, der sich unweit des großen, auswerfenden befand, war über und über mit Schwefelschlacken bedeckt. Wie ein Zauberer, in wunderlichem gelben Mantel gehüllt, stand er da. Aus seiner Oeffnung, die nicht größer war als ein gewöhnlicher Teller, und wo man inwendig die rothglühenden Massen sehen konnte, pfiff der Dampf heraus mit der Art und dem Getöse, dem Zischen, welches man vernimmt, wenn an der Lokomotive das Ventil geöffnet wird.

Der große Krater, von der Höhe eines mäßigen einstöckigen

hauses, sendete aus seinem weit offenen Schlunde ununterbrochen weißen Dampf zum blauen Himmel empor, den die Strahlen der Sonne goldig umsäumten und den die Gluth im Krater selbst noch öfter rosig färbte. Ich hatte bei dem wundervollen Anblick des vielfach colorirten weißen Rauchs, der bisweilen heftig emporstürmte aus dem schwarzen Munde des Kraters und auf den die Bläue des Himmels ihren Farbenschmelz senkte, den die Sonne vergoldete, die Gluth des Berges blutig färbte, meine Betrachtungen, wie umgeben von der Farbenpracht, die allein der Süden und im reichsten Wechsel bietet, die großen Talente der größten Farbenkünstler sich leichter und schneller entwickeln mußten, als sonst irgendwo. Jede neue Dampfwolke brachte eine neue himmlische Glorie, und Anschauung ist einmal das Hauptbedingniß jeder bildenden Kunst.

Bisweilen aller zehn, noch öfter aller fünf Minuten warf der große Krater, dessen Pyramide im Gegensatze zum kleinen gelben schwarz war, feurige Schlacken und Steine, immer begleitet vom weißen, wirbelnden und himmelstürmenden Rauch, empor. Das Getöse, die Explosion war sehr stark, und vorund nachher kochte, schäumte, donnerte und knallte es im Innern des Berges halblaut fort, daß man auf den Gedanken kam, es bedürfe unendlicher Arbeit der Cyklopen dadrinnen, ehe die nächste Portion Schlacken und Steine zum Auswerfen bereit sein werde.

Der Führer versicherte uns, die Ausbrüche nähmen stets die Richtung des Windes, und sobald man aus der Ferne gesehen habe, wohin sich die in die Luft geschleuderten Massen wendeten, könne man die entgegengesetzte Seite mit Ruhe betreten.

Das dunkelfarbige Lavafeld, das unser Fuß dort oben berührte, bietet die wunderbarsten Formen. Geringelte Riesenschlangen glaubt man versteinert vor sich zu sehen, aufgespeicherte, dicke Schiffstaue, das Rückgrat vorweltlicher Thiere; stößt man auf gewisse blasige Stellen, so bröckelt Alles zusammen und macht darunter andern wunderlichen Gebilden Platz.

Leider war die Aussicht sehr durch Nebel verkümmert. Doch hatte auch das etwas Zauberisches, wenn die dünnen

Gewebe sich einmal aufschaten und eine Perspective auf Meer und Gebirge, auf Calabrien und die lachenden Gefilde von Nocera, Cava und Salerno gewährten.

Kaum war der Freuderuf über die Aussicht erschollen und verklungen, so fiel auch der Vorhang und das herrliche Gemälde war verschleiert. Neapel lag da wie eine Mosaik auf grünem Grunde, welche Undine am wogenden Busen trägt.

Ich konnte mich nur schwer vom gefesselten Titanen trennen. Immer und immer wollte ich noch eine neue seiner Zornessalven hören. Aber plötzlich wurden die Schwefeldampfausbrüche in seiner Thronesnähe zu heftig, auch die ausgeworfenen Steine nahmen nicht immer dieselbe Richtung, so daß wir einige Male von ihnen bedroht wurden.

Der Führer trieb zum Abschiede.

„E un demonio,“ sagte ich zu ihm, „quel monte!“

„No,“ antwortete er schlau, „è un angelo, quel monte!“

Und er machte die Bewegung des Geldzählens.

Ich sandte dem Krater den letzten Blick. Dämonisch rasch wirbelte die weiße Rauchsäule empor, goldgefärbt wie orientalischer Alabaster. Noch einen Kanonenschuß sandte er empor und klappernd kamen die ausgeworfenen Steine auf dem hohlen Terrain an, drinnen im Krater keuchte es wie Riesenblasebälge oder eine Riesenlocomotive, Flammen durchzuckten die Dampfsäule — wir aber traten aus der Lavamauer heraus, und nur noch von ferne folgte uns das Getöse der ungeheueren Schmiede Vulkans.

Mein Begleiter besuchte die Stelle, wo ziemlich weit unterhalb des Plateau's aus fünf kleinen Quellen Lava ausfloß. Ich konnte mich nicht entschließen, erst hinab und dann wieder herauf zu klettern. Er hatte sich an der glühenden Masse die Cigarre angezündet.

In acht Minuten flogen wir leicht und bequem in der tiefen, weichen Asche herab, worin langsam zu gehen bei der Steilheit des Berges unmöglich ist. Man macht gezwungen große Sätze, versinkt oft bis an die halbe Wade in die Asche und ist leicht und schnell, nur mit einer tüchtigen Ladung Erdreich oder

Steinreich in Schuhen und Strümpfen, da unten angelangt, wo man mit Zagen und manchem bangen Blick nach der Höhe die mühevolle Tour aufwärts begann.

Ich habe gefunden, daß es beim Herabspringen sehr vortheilhaft ist, immer die Ferse recht scharf einzusetzen, und rathe es Jedem an.

Possierlich und zugleich frech war die Forderung des Führers, ihm das, was wir von unsern Kleidungsstücken bei der Partie beschädigt hatten, sogleich zu schenken. Ich hatte mir mein weißes Unterkleid zerrissen; er sah, wie ich es zusammensteckte, und meinte, ich solle es doch lieber gleich ausziehen und ihm geben. Ich war verblüfft über eine solche freche Zumuthung. Mein Begleiter hatte sich durch die Sporen die Beinkleider zerrissen. Auch diese verlangte der Unverschämte. Wir antworteten ihm mit Hohngelächter.

Die Dunkelheit überfiel uns bald. Bei dem Eremiten war es leer, nur die elende Musik plärrte noch in entweihender Weise zu dem erhabenen Naturschauspiele.

Man rieth uns, die neue Straße vom Eremiten herab zu wählen und nicht den Weg über die Lavafelder, den wir gekommen waren. Diesen kürzeren schlug vermuthlich unser Führer ein, denn er war plötzlich verschwunden und überließ uns unserem Schicksale. Die letzten Gäste des Eremiten zu Esel und zu Pferd schlossen sich an uns an, und so bildeten wir eine ganze Cavalcade.

Die Esel haben die unerträgliche Mode, stets an den äußersten Rändern des Weges zu gehen, wo von den Dornenhecken, die in Italien alle Straßen begrenzen, üppige Zweige und wahre Angelhaken herüberhängen. Der Esel geht unter ihnen weg, aber der Reiter muß sich von den Ruthen beständig in's Gesicht schlagen lassen, wenn das Thier, welches einmal die Mittelstraße haßt, nicht zu bewegen ist, sie zu betreten. Aus diesem Grunde ließ ich an jenem Abende meinen Schleier an einer Dornenhecke.

Vor Resina hört die in Schlangenlinie schön herabgeführte neue Straße auf, und wir fanden uns auf ganz trostlosen, verlassenen Wegen zwischen Weinbergsmauern und Gärten, wo

man sich bequem verirren konnte. Die andern Reiter hatten uns schon lange verlassen und andere Wege eingeschlagen. Die Thiere wollten nicht mehr fort, da sie den Treiber vermißten, und keine Menschenseele zeigte sich, um uns über die einzuschlagende Straße Aufschluß zu geben. Wir ritten auf's Gerathewohl, oder vielmehr, wir überließen es dem Instincte der Esel, ihre Heimath zu suchen.

Auf diese Weise erreichten wir endlich die ersten Häuser von Resina, und plötzlich war auch unser Führer wieder da. Ich schalt ihn tüchtig aus. Mein Reisegefährte schwieg, denn er war noch nicht fest genug im Italienischen, um gut schimpfen zu können. Wie bei einer neuen Bekanntschaft mit Menschen, so auch bei einer neu erlernten Sprache lernt man zuerst den höflichen Theil, die schöne, glatte Außenseite kennen. Je größer die Vertrautheit mit beiden wird, desto mehr finden sich auch die Schlacken.

Wir fanden in Resina keinen Wagen, und der letzte Eisenbahnzug war schon längst fort. Es handelte sich also darum, ob wir, so ermüdet wie wir waren, zu Fuße nach Neapel gehen oder in Resina übernachten wollten.

Ich widersetzte mich dem Letzteren standhaft, denn ich sehnte mich nach meinem Logis in Santa Lucia. So bot ich denn meine letzten Kräfte auf und ging zu Fuße. Unser ausgescholtener Guida bot sich uns noch einmal an, und mit der größten Freundlichkeit, während ich ihn durch meinen Tadel zerknirscht oder beleidigt wähnte. Der Gang im Mondenschein war schön. In Portici zogen die jungen Leute in straßenbreiter Colonne herum und sangen, während einer mit der Guitarre vorausging und die Verse vorsang. Vor einem Hause machten sie plötzlich Halt und ordneten sich; ich glaubte, sie würden eine Serenate bringen, aber nach kurzer Rast zogen sie weiter. Einer commandirte alle Bewegungen. Es war viel Militair bei dem Zuge, aber nur zählbare weibliche Wesen.

Weiterhin saß vor einer Hausthür, malerisch auf eine Bank hingegossen, ein hübscher, bärtiger Mensch, und sang seiner Donna, die neben ihm saß, ein Liedchen vor, das er mit der

Guitarre begleitete. So hübsch der Mensch aussah, so plastisch schön seine Stellung war, ich würde ihm noch Geld dazu gegeben haben, wenn er geschwiegen hätte, denn er sang, wie es in jenem Gedicht vom Katzenconcert heißt, „erbärmlich schön.“ Und war ich seine Donna, ich hätte ihm eher den Mund mit Küssen geschlossen als gelitten, daß mein Geliebter sich lächerlich machte, wie der Pfau. – Auf der Maddalenenbrücke vor Neapel mischte ich mit dem Brausen des Meeres, welches uns auf dem ganzen Wege mit seiner himmlisch-irdischen Musik begleitete, meine Seufzer und Klagen über totale Ermüdung und über den Umstand, daß sich keine rettende Droschke zeigen wollte. Ich sandte meine Bitten zu dem ewigen siebengestirnten Wagenlenker empor, er möge mir doch ein zeitliches hölzernes Fuhrwerk gewähren mit einem, wenn auch noch so dürftigen Droschkengaul. Aber der heidnische Gott erhörte mich arme Christenseele nicht. Endlich, als wir ein gut Stück weiter gezogen waren und ich hinkend das Andenken an die Vesuvpartie und den schlechten Sattel, in dem ich gesessen, feierte, kam ein Fuhrwerk, dessen Pferd aber eben so ermattet schien als ich. Langsam ließen wir uns von ihm nach Neapel hineinschleppen.

Obgleich Mitternacht vorbei war, herrschte auf Largo di Palazzo und im Kaffee Europa noch das regste Leben; es war eine ächt italienische Nacht, ganz anders, als sie bisweilen bei uns in Deutschland mit bunten Laternen und etwas Sprühregen gefeiert wird, und wobei Gummischuhe, Regenschirme und Plaids eine Hauptrolle spielen. Mein letzter Blick gehörte in jener Nacht natürlich dem merkwürdigen Berge. Er hatte sich wieder mit einem rosigen Schleier das Haupt umzogen und ich schwärmte viel, wie es jetzt dort oben aussehen möchte, in tiefstiller Nacht, das grausige Feld der Vernichtung nur vom Monde und der mächtigen Fackel des Kraters erhellt.

Wer weiß, ob damals nicht das ganze diplomatische Corps der Cyklopen und Gnomen dort oben versammelt gewesen ist und, übereinstimmend mit dem ungeduldigen gefesselten Titanen, neue Befreiungsversuche desselben in den furchtbaren Ausbrüchen und Erderschütterungen des folgenden Jahres vorbereitet und geordnet hat.

IX.

Der schöne Gastwirth von Sorrent, Signora Luigi Fiorentini. In St. Agata sind schöne Frauen. Man transportirt mich halb seekrank in die blaue Grotte von Capri. Aufenthalt in Capri. Aufopferung meines Reisegefährten. Rückkehr nach Massa. Ein feuriger Esel, wie man sie bei uns nicht kennt. Die Sforzati.

Mit Neapel beginnt der eigentliche Süden, und die Partie nach Sorrent und Capri ist diejenige, welche uns davon am deutlichsten überzeugt.

In Castellamare galt es sich zu entscheiden, ob wir zu Esel oder zu Wagen nach dem berühmten Villeggiaturorte wallfahrten wollten. Ein weicher viersitziger Wagen, von drei muthigen Pferden gezogen, erhielt den Vorzug.

Die Straße von Castellamare nach Sorrent ist eine der schönsten. Sie wurde vom verstorbenen Könige angelegt und windet sich dicht am Ufer des Meeres hin. Es kann nicht leicht ein größeres Vergnügen geben, als an einem der schönsten Frühlingstage Italiens durch die lachenden Gegenden dahinzufliegen, gekühlt vom Seewinde, geschmeichelt vom Orangendufte, der aus all' den Hesperidengärten, durch die wir fahren, seine Weihrauchwolken sendet. Hier bietet sich endlich dem Nordländer das ersehnte Schauspiel der naturwüchsigen Ueppigkeit dar. Aus dunklem Laube winken überall die goldnen Aepfel schelmisch hervor, das Flacon mit Eau de Cologne wird überflüssig, Luft und Duft sind so unzertrennlich geworden, wie in einem deutschen Gedichte.

In Sorrent kehrten wir bei einem der schönsten Gastwirthe ein. Götzloff hatte uns dorthin empfohlen. Er hieß Luigi Fiorentini, und für die freie Aussicht auf das Meer, welche seinem Hotel fehlte, mußte s e i n Anblick entschädigen. Man nannte ihn schlechtweg Signor Luigi, nach Art der Italiener, welche den Taufnamen dem Familiennamen bei Gelegenheit der Anrede stets vorziehen. Signor Luigi fand sogar Gnade vor den Augen meines schwer zu entzückenden Reisebegleiters norddeutscher Abkunft. Er sagte von ihm: Wenn man diesen Gast-

wirth mit seiner Schönheit, seinem angebornen Anstande und anmuthiger Grazie bei uns auf einen Ball brächte, ich glaube, alle Damenherzen flögen ihm entgegen, und er hätte am andern Morgen ein Dutzend Ausforderungen zu beantworten.

An die Ausforderungen glaubte ich nicht so ernstlich, aber desto mehr an den Flug der Damenherzen. Mein Begleiter fand jenen Zweifel für die deutsche Männerwelt beleidigend, und so hätte uns Signor Luigi schon in den ersten fünf Minuten, als er noch kaum mit uns gesprochen hatte, in Zwist gebracht.

Signor Luigi (ich wende mich mit dieser Beschreibung eines schönen Mannes mehr an meine Schwestern Leserinnen als an die Herren Leser, die mir kaum diese Abschweifung verzeihen werden), Signor Luigi war ein Mann von mittler Größe, aber ziemlich herkulisch gebaut. Sein Mund war groß, aber die Zähne, die er sprechend und lachend viel zeigte, untadelhaft. Die Größe des Mundes wurde übrigens glücklich beeinträchtigt von einem wunderbar schönen Barte, dunkelfarbig, gut gepflegt und ein wenig gelockt, wie das üppige Haupthaar, das Luigi's Kopf in reichen Wellen umfloß und welches er manchmal mit einer, von Coquetterie nicht ganz freien Handbewegung ordnete. Im Uebrigen war der Mann, was man bei schönen Männern, die von ihrer Schönheit unterrichtet sind, selten findet, nicht eingebildet und weibisch verliebt in sein Aeußeres.

Mit einem Worte, Signor Luigi war und ist einer der schönsten Männer, die ich in Italien und überhaupt in meinem nicht allzulangen Leben gesehen habe. Auch hatte ich das Glück, ihm zu gefallen. Meine Lebhaftigkeit, Natürlichkeit und ekstatische Freude an Allem, was mir neu und schön vorkam, mochte mir zu der Eroberung verholfen haben.

Im Uebrigen gewann Luigi's Schönheit durch einen milden, melancholischen Ernst, der über sein ganzes Wesen ausgegossen war und wovon er den Grund uns mitzutheilen, nicht lange zögerte. Wir waren bald vertraut mit dem lieben, natürlichen und schönen Menschen, der aufrichtig und herzlich eine ihm vor Kurzem gestorbene Schwester betrauerte, die ein wohl eben so schönes Mädchen gewesen sein mochte, als der Bruder

unter den Jünglingen von Sorrent hervorragte, und welche ihm, obgleich noch sehr jung, seinen ganzen Haushalt mit Umsicht, Sorgfalt und regstem Eifer geführt hatte. Er spürte die Lücke, die ihr Tod in sein Leben gebracht hatte, überall, „nicht allein im Herzen," wie er selbst sich ausdrückte. Zwar hatte er eine innamorata (Geliebte), die er nun bald heimzuführen gedachte, allein es freute mich zu bemerken, daß Luigi von der innamorata immer wieder schnell zum Lobe und Preise der geliebten Schwester zurückkehrte. Er unterschied feinfühlend, wie viel die Todte ihm schon gewesen war und geleistet hatte, während die Geliebte diesem Vorbilde nachzustreben erst versuchen sollte.

Wir besuchten die schönen, am hohen Meeresufer gelegenen Hotels von Sorrent, Tasso's Geburtshaus, einige Holzschneidewerkstätten, pflückten uns im größten Orangengarten goldene Aepfel die Hülle und Fülle und schlossen den Vormittagsgang mit einem Besuch des großen, vierhundertjährigen Myrthenbaumes, der am Eingange eines antiken Nymphäums steht, und der berühmten Fischbehälter. Letztere haben bekanntlich ein merkwürdiges Echo, welches so volltönend und langaushaltend ist, daß, wenn ich z. B. nach einander die Töne eines Accords in die Tonnengewölbe hineinsang, der vollständige Accord, gleich wie von vier Stimmen gesungen, zurücktönte.

Am Nachmittage ließen wir uns nach dem Deserto geleiten, wo das hochgelegene ehemalige Kloster und nicht weit davon auch das Städtchen St. Agata liegen.

In St. Agata, dem Städtchen, sah ich sehr schöne Frauen, feine Profile, herrliche, mächtige, doch keineswegs schlanke Gestalten, schwarze, stechende Augen. Wir tranken in einer kleinen Boutique in einer engen Straße, wo der beste Wein zu haben sein sollte, Apulier. Er war vortrefflich, auch nicht zu theuer, die bottiglia acht bis zehn Grani, soviel als vier Silbergroschen. Sonst freilich, als der Wein noch besser gerieth, und also auch noch feuriger war, kostete die Flasche nur zwei Grani — 10 Pf. — Tempi passati! Wollen hoffen, daß diese Zeiten wiederkehren. Außer dem Wein hatten sie in der Boutique nichts Genießbares, als Speck und Brod.

Nebenan wohnte ein Schneider und saß mit seinem in derselben Weise beschäftigten Weibe vor der Thür und arbeitete. Sie hatte ein feines blasses Gesicht. Einige Nachbarinnen traten herzu mit gut verheimlichter Neugier, denn was sie zum Schneider trieb, war doch nur unsere Nähe. Eine von den Herzugetretenen war eine junonische Gestalt mit prächtigem Kopfe. Sie hatte in ihrem Gange, Haltung und Geberden etwas Ruhigmajestätisches, war sehr propre gekleidet und sah nur manchmal auf uns mit festen und musternden Blicken ihrer schwarzen, sammtnen Augen. Hier in dieser Gegend tragen die Frauen das Haar hinten im Nacken zusammengebunden und die zwei davon geflochtenen Zöpfe vorn sich begegnend um das Haupt geschlungen. Eine recht antike, höchst kleidsame Tracht. Auch unsere Schöne trug sich so, aber je öfter und aufmerksamer wir diesen Fund betrachteten, desto rarer wurden ihre Blicke. Endlich wandte sie sich ab.

Merkwürdig ist es, daß Alles, was sie hier in diesen Gegenden sagen, wie der Anfang zu einem Zanke klingt, so lebhaft, so hastig beginnen sie die gleichgültigste Rede. Weniger in Neapel, mehr noch auf Capri bemerkte ich dies.

Am Abend saßen wir mit Luigi, der uns seine schöne Serenata mit der innamorata, welche er ohne unsere Gegenwart doch gefeiert haben würde, aufopferte, auf einem Balcon seiner Locanda und schwärmten im göttlichen Vollmondscheine. Er erzählte uns von einem jüngeren Bruder, den er die Malerei in Neapel studiren ließ und der, wie er versicherte, zu den schönsten künstlerischen Hoffnungen berechtigte. Einige Zeichnungen, die er uns von der Hand des noch sehr jungen Mannes vorlegte, sprachen dafür. Es soll mich interessiren, zu hören, ob der Name Fiorentini sich einst unter den italienischen Malern wird Geltung verschaffen.

Am andern Morgen machten wir uns zeitig nach Capri auf. Luigi hatte uns einen Marinar zugewiesen, der in seinem Hause oft Dienste verrichtete und ein zuverlässiger, gutmüthiger, aber schelmischer Bursche zu sein schien.

Er war klein und von gedrungener Gestalt, aber voll

Munterkeit und guter Einfälle. Seine Züge waren regelmäßig und seine Augen blitzten schelmisch und freundlich.

Ich hatte vor dieser vierstündigen Seefahrt im kleinen Segelboote allen Respekt. Kurz zuvor war ich bei einer ähnlichen Partie bei Neapel auf einer kleinen Strecke, vom Castello der Donna Anna an bis nach Castello dell' Uovo, fast seekrank geworden. Allerdings war an jenem Morgen heftige marella gewesen, wo die kleinen Sturzwellen das Boot so unausstehlich schaukeln. Ein Glas Marsala verhinderte damals alle unangenehmen Folgen, aber ich behaupte seitdem, daß die Angst, wenn man die Seekrankheit herannahen und sich zum Ausbruche vorbereiten fühlt, noch fürchterlicher ist, als das Leiden selbst.

Der Morgen war schön, aber, wie gesagt, ich bebte, als wir die kleinen Stufen von Sorrent nach dem Meeresstrande hinabgingen. Luigi sah uns lange nach. Er hatte mir viel Muth eingesprochen, allein ich sah das Unvermeidliche schon voraus.

Sonderbar! so oft ich auf der Nord- und Ostsee gefahren bin, in großen Schiffen und kleinen Booten, kurze oder lange Zeit, früh Morgens oder des Abends, nie hat sich mir die heimtückische Erscheinung der unverdientesten aller Krankheiten gezeigt, gegen die, leider Gottes! noch kein Präservativ erfunden worden ist. Ich glaube, die gesättigte dicke Luft des Südens hatte jenen Einfluß auf mich, während die kalten stärkenden Winde des Nordens meine Nerven vor Erschlaffung bewahrten und mich gegen das Uebel abhärteten.

Fünf Brüder befanden sich im kleinen Boote, unsern Geleitsmann mitgerechnet, die uns nach Capri fahren sollten. Heiter und wohlgemuth sprang der kleine Führer auf die vier Brüder zu, als wir herab kamen, und munterte sie auf, sich so schnell als möglich bereit zu machen, da ich mich vor der See fürchte und bekanntlich später am Morgen die Bewegung des Wassers immer heftiger werde. Ein ganz kleiner Knabe von sechs Jahren ungefähr, der jüngste der Brüder, deren im Ganzen acht waren und wovon zwei in der königlichen Marine dienten, war am Segel beschäftigt und arbeitete aus Leibeskräften mit.

So lange wir dicht am Ufer hinsegelten, ging es halbwegs mit meinem Zustande, allein als wir in der Gegend von Massa mehr auf die freie See hinausfahren mußten, um das südlicher gelegene Capri zu erreichen, als auch mit dem höher steigenden Tage, wie die Marinari vorausgesagt hatten, sich Wind erhob und die Wellen ebenfalls höher gingen, da wurde mein Schwindel wieder ganz unausstehlich, und ob ich gleich nicht das letzte Stadium des Uebelbefindens erreichte, befand ich mich doch zum Sterben schlecht.

Die Marinari riefen mir zu: Coraggio, Signorina, mangeremo marcaroni e vedremo la Tarantella a Capri! — Mir ekelte schon bei dem Gedanken an die großen Nudeln, und die Tarantella machte mir schon im Geiste Schwindel.

Als wir landeten, hatte ich nur noch so viel Kraft, um mit Anstand auf einen Steinblock am Ufer niederzusinken. Die ganze Bevölkerung der großen Marine (so hieß dieser Landungsplatz von Capri) versammelte sich um mich, wahres Lumpengesindel, dessen Anblick mir keine Besserung verschaffen konnte. Eine Frau brachte mir Rum, der wie die Hölle brannte, ein Mann bot mir seinen Esel an, da ich doch weiter müsse und unmöglich gehen könne, und so ging es weiter mit Anerbieten. Ich ignorirte Alles, außer den Rum, der mich etwas kräftigte.

Ein kleiner Mann, ein Detailhändler aus Salerno, ein halber Grieche von Geburt, war mit uns im Boote von Sorrent aus gefahren. Er bezeigte mir schon unterwegs viel Theilnahme, jetzt war er wegen meines Uebelbefindens entschieden dagegen, daß wir sogleich die Fahrt nach der blauen Grotte antreten sollten, wie einige Marinari uns riethen, weil der Tag schön und der Vormittag die einzige Zeit sei, wo die Grotte das herrlichste Blau (vermuthlich weil sie dann im Schatten der ungeheuren Felsen der Insel liegt) aufzuweisen habe. In den letzten Wochen erzählten sie, seien zahllose Fremde abgereist, ohne sie in ihrer Schönheit gesehen zu haben; wir möchten doch den ersten freundlichen Tag, der uns so glücklich lächelte, be-

nutzen. Sie überredeten uns und wir machten uns auf. Zu uns gesellte sich noch der theilnehmende Detailhändler. So weit es sich thun ließ, machten wir die Tour zu Fuße durch Weingärten, Aloe- und Cactusdickicht, wo es viel zu klettern gab, denn der Weg war ein improvisirter Fußsteig. Aber hierbei stellte ich meinen Mann. Der kleine schwarzbraune und schwarzbärtige, schwarzäugige und haarige Halbgrieche riß vor Lachen über meine Geschicklichkeit im Klettern, öfter als nöthig war, um uns zu beweisen, daß er köstliche Perlenzähne besitze, den Mund auf.

Im Kahne wurde ich wieder unwohl, doch zerstreute mich die herrliche dunkle Bläue des Meeres, welches hier (man vergebe mir den modernen Vergleich) so dunkelblaugrün schimmerte wie recht gute Alizarintinte; heiter spielend zogen Quallen buntfarbig unserm Kahne voraus und nach, und ernst und majestätisch ragten zur Linken die ungeheuern kahlen Kalkfelsen senkrecht hinab unter die Gewässer. Zweitausend Fuß erheben sie sich über dem Meeresspiegel und eben so tief dehnen sie ihre Riesenglieder unter dem Wasser aus.

Wir kamen an der Hundegrotte vorüber, wo merkwürdige Töne erklangen. Es heulte, bellte, kläffte, gurgelte unheimlich da drinnen.

Die See ging so hoch, daß wir die Oeffnung zur blauen Grotte nicht gewahrten. Nachdem wir uns sämmtlich flach in das niedliche Boot gelegt hatten, schleuderte uns eine passende Welle in die Grotte hinein. Der Führer des Bootes hatte sehr zu arbeiten, um den Augenblick, der diesem jedesmaligen Wagniß günstig sein muß, zu erhaschen.

Die tropfsteinartigen Deckengebilde der Grotte schimmerten oben so blau, als die unvergleichliche azurblaue Fluth, in der die bunten Quallen sich angenehm abhebend spielten. Ich ließ mich auf einem darin befindlichen Felsenvorsprung, der Aehnlichkeit mit einer Bühne hatte, absetzen, die Uebrigen fuhren in den Labyrinthgängen der Grotte umher. Als ich so allein war, wurde mir ganz feierlich zu Muthe. Ist es die Gewohnheit, hinter dem Blau des Aethers den ganzen bevölkerten und mit

erhabenen Wesen angefüllten Christenhimmel anzunehmen, aber ich bemerkte jetzt, daß mich die blaue Farbe andächtig stimme. Dazu die eintönige Musik des Wellenschlages, das Ungeheuerliche der Deckenwölbung, auch wohl die Freude, nach langem Schwanken im Kahne einen wohlthuenden Ruhepunkt gefunden zu haben — mit einem Worte, ich verbrachte hier einige feierliche, andächtige Momente.

Wir kehrten zurück zu dem Orte, wo wir in das Boot eingestiegen waren. Der Mensch, der uns hingerudert hatte, war eben so wohlgebildet als unverschämt. Ich rede hier von seiner Körperbildung. Er war ein schöner, großer schlanker Bursch, das Marinarihütchen mit den flatternden Bändern trug er schief und keck auf dem rabenschwarzen Haupthaare, das um den nervigen, sehnigen Nacken herum rund abgeschnitten war. Ueber ein weißes, ziemlich feines Hemd hatte er oben nachlässig ein sehr buntes, seidenes Halstuch geschlungen, das in langen Enden herabhing. Seine Nase war fein gebogen und sehr spitz, seine Augen stechend, aber nie freundlich blickend, sein Teint dunkelbraun. Auf der Oberlippe trug er ein feines, schwarzes Bärtchen. Er war wortkarg und blinzelte uns mit seinen schwarzen Augen viel und forschend an. Der Mensch hatte etwas Maurisches im Gesicht. Merkwürdig schön und klein geformt waren seine Hände und Füße, wie man das überhaupt in Italien sehr häufig findet. Nie erinnere ich mich, dort so callige Hände und Füße, letztere mit oft so verkrüppelten Zehen und Nägeln gesehen zu haben, wie man sie bei uns tagtäglich wahrnehmen kann. Die Füße und Hände sind in diesem bevorzugten Lande meist klein und ganz untadelhaft ausgebildet, wie die Hände und Füße einer Statue.

Auch fällt mir hierbei ein, daß wir in dem vorerwähnten St. Agata den ersten Kropf in Italien sahen.

Gegen Nachmittag thürmten sich große Wolken am Himmel auf, und es schien uns nicht gerathen, die Rückfahrt nach Sorrent anzutreten. Selbst die Marinari riethen davon ab. Ich hatte die allerwenigste Lust, mich noch einmal in jene fatale Situation zu begeben. Ich zog es vor, das von Neapel am andern

Tage auf Capri erwartete kleine Personendampfboot zu benutzen und nicht über Sorrent nach Neapel zurückzukehren. Ich hoffte, mich auf dem größeren Schiffe besser zu befinden als im kleinen Boote.

Unglücklicher Weise ließ sich mein Begleiter nicht abhalten, seine Gefälligkeit gegen mich so weit zu treiben, daß er mit dem nach Sorrent zurückkehrenden Boote dahin abfuhr, um mir womöglich noch am selben Abend meine bei Luigi zurückgelassene Reisetasche, worin sich allerdings das Nöthigste für etwaige Bequemlichkeit auf Reisen befand, zu verschaffen. Der Halbgrieche und ein Amerikaner, ein Maler, fuhren mit. Ich machte unterdessen, so lange das Wetter aushielt, Spaziergänge auf Capri.

Am Abende begann ein heftiger Sturm zu wüthen und der Regen strömte herab, era un diluvio (eine Sündfluth), wie mein Wirth sich ausdrückte. Ich dachte an meinen Begleiter im kleinen offenen Boote und erwartete ihn bis spät. Da er nicht kam, schloß ich mich in mein Zimmer ein und legte mich zu Bett. Kaum lag ich im ersten Schlafe, so hörte ich Gepolter auf der Treppe und Stimmen. Er war in dem Unwetter doch wieder herüber gefahren nach Capri. Als er und der Wirth an meiner Thür vorüber kamen, hörte ich einen Theil der Erzählung, welche das ausgestandene Abenteuer behandelte. Die Locanda wurde wieder ruhig, Alles mochte schlafen, aber mir war der Schlaf benommen. Ich zündete die dreiarmige Lampe an und bemerkte jetzt erst, welche unheimliche Gesellschaft ich in einem großen düstern Gemälde, das seitwärts von meinem Bette hing, in meinem Zimmer beherbergte. Auf dem Bilde waren zwei schwarzgekleidete Mönche dargestellt, welche die Kapuzen über den Kopf gezogen hatten und mit großen, schwarzen Augen, die sich vom Weißen im Auge grell abhoben, auf mich herab zu schielen schienen. So lächerlich es klingen mag, aber das Bild flößte mir Furcht ein. Ich beschloß, nicht mehr hinzusehen, aber ein unheimlicher Magnetismus zog meine Blicke immer von Neuem nach den Herabstierenden. Einer lugte dem Andern über die Schulter, und was das Lächerlichste war, ich glaubte

deutlich bemerken zu können, wenn das Bild nicht gar zu sehr in Rembrandt'scher Manier gemalt gewesen wäre, daß die beiden Mönche selbst in einem Momente vom Maler aufgefaßt worden waren, wo sie sich, vielleicht mehr als ich, fürchteten. Ihre Geberden schienen das auszudrücken und ihre seitwärts herabschielenden Augen schienen etwas Entsetzliches zu erwarten. So fürchteten wir uns denn um die Wette. Ich glaube, ich habe damals eben solche Gesichter geschnitten wie die gemalten Schwarzen.

Mein Zimmer führte auf eine Loggia, und o, Geschmacklosigkeit! die Thüren, die dahin gingen, waren von beiden Seiten kohlschwarz angestrichen. Das gab nun wieder einen unerfreulichen Anblick, denn die schwarzen Thüren stachen grell ab gegen die weißen Kalkwände des Zimmers.

Endlich nahte der Morgen, der sehr schön war. Von meiner Loggia sah ich zunächst in den Garten des Hotels, wo blühende Granaten ihre Blitze aus dunkelm Grün hervorsandten, wo eine Palme steht mit den herrlichen goldgelben Garben ihrer Blüthen, wo Cactus opuntia die gelbe Blüthe an die fleischigen Scheibengelenke setzt, die so fein bestachelt sind, daß mir vom Abpflücken einer solchen Blume den ganzen Tag ein stechendes Gefühl nicht aus den Händen kam, und wo endlich die Aloe die hohen Candelaber ihrer Blumenpyramide angezündet hatte.

Weiterhin sah ich von meiner Loggia Monte Tiberio mit den wenigen Ruinenresten, die Felsenthürme im Meere, Faraglioni genannt, und die ewig bewegte Fluth selbst.

Am nämlichen Morgen besuchten wir Monte Tiberio. Unterwegs erzählte mir mein Begleiter etwas von seiner gewagten Spazierfahrt am gestrigen Tage. Das Boot war vom Winde geradewegs auf Capo Campanella zugetrieben worden, und alle im Boote Befindlichen hatten rudern müssen, um dies zu verhindern, weil sie sonst auf die kahlen, dort weit in's Meer hinausragenden Klippen geschleudert worden wären.

Dazu war der Regen in Strömen auf die Armen herabgeflossen, kein trockner Faden war an ihnen zu finden gewesen. Delphine, so groß wie ein Mensch, waren um das Schifflein

herumgeschossen und hatten sich geberdet, als wäre der Sturm eine Festmusik, die sie zum Tanze veranlaßte. In hohen Bogen hatten sie das Wasser emporgespritzt. Die Marinari hatten sie Dorphine genannt.

Während all' dieser Vorgänge hatte der harmlose Detailhändler und Halbgrieche auf dem Boden des Kahns gelegen und fest geschlafen. Keiner von Allen hatte die Seekrankheit bekommen.

Mein über alle Maßen gefälliger und aufopfernder Reisebegleiter hatte es sich viel Geld kosten lassen, dieselben Schiffer zu bereden, ihn noch heute Abend wieder nach Capri zu fahren. Luigi und alle Gegenwärtigen hatten ihm abgeredet, allein umsonst. Doch war die Rückfahrt besser ausgefallen, als man gefürchtet hatte.

Am Nachmittage besuchten wir Anacapri, welches noch unbedeutender ist als Capri. Der weiße Capriwein mundete uns dort sehr, obgleich man uns versicherte, dies Getränk sei ein geschickte Mischung verschiedener Weine und Liqueure und werde in Neapel von einigen Weinhändlern Jahr aus Jahr ein bereitet. Theuer genug war er, so daß man schließen konnte, er sei schon durch mehrere Hände gegangen.

Die steile Treppe nach Anacapri machte mir keinen Schwindel, wohl aber verbrachten wir hier einige schöne Stunden im Anschauen des von der untergehenden Sonne beleuchteten Meeres. Als die Tageskönigin hinab war und es ringsum auf der Erde und in den Lüften still wurde, und man nichts hörte als das Brausen der Brandung und die fernen Rufe einiger Ziegenhirten oben von den höchsten Felsenspitzen herab, da traten die Bilder der Sage und Geschichte vor meinen Geist hin und ich hätte wer weiß was darum gegeben, wenn ich hier die Odyssee hätte lesen können.

Das Dampfboot, welches sehr unregelmäßig auf Capri erschien, denn es fuhr nicht eher von Neapel ab, als bis alle Plätze besetzt waren, ließ uns noch für einen ganzen Tag im Stiche. Wir trabten auf der Insel umher, besuchten den Wachtelfang an

der kleinen Marine, kletterten auf Felsen umher und durchstreiften alle Theile der Insel.

Als auch am darauf folgendeu Tage das Dampfboot nicht erschien, beschlossen wir, im Verein mit einem Franzosen und seiner Frau, die inzwischen angekommen waren, abermals ein Boot zu miethen, welches uns nach Sorrent bringen sollte.

Der Franzose und seine Frau waren in Algier und in der Wüste gewesen, hatten große Seereisen gemacht, und dennoch litt zu meinem Troste die vielgereiste Dame auch von der See, jedoch ungleich mehr auf einem großen Schiffe als im Boote. Bei mir war es umgekehrt.

Zitternd betrat ich das Fahrzeug. Nichts zerstreute mich mehr, selbst nicht der Anblick einer Menge Frauen, welche denselben Berg von Capri herab mit allerhand Meubles, sogar eisernen Bettstellen auf dem Kopfe, die sie zu Zwei trugen und womit sie sich durch ein niedriges, gemauertes Thor geschickt hindurchwinden mußten, am Strande ankamen. Und diese Frauen wären kleine, schwächlich aussehende Figuren, auch sehr junge Mädchen waren unter den Lastträgerinnen.

Ich befolgte den Rath der Marinari und heftete die Augen ununterbrochen auf das feste Land, allein auch dieser Kunstgriff half nicht mehr. Die Seekrankheit erfaßte mich tüchtig, ich mußte sie mit allen Finessen durchmachen und flehte nur immer, mich in Massa an's Land zu setzen und nicht in diesem Zustand bis nach Sorrent segeln zu lassen, d. h. zwei Stunden länger.

Die See ging allerdings hoch an jenem Morgen, höher, als da wir nach Capri fuhren. Die großen Wellen warfen das Schifflein wacker hin und her. Deswegen konnten wir auch an Massa's felsiges Gestade nicht dicht heran, sondern es kamen Schiffer weit in die See zu uns herein gewaten, setzten uns auf ihre Schultern und schleppten uns so, unter fortwährender Anempfehlung der größten Ruhe, an's Land. Es war ein Wunder, daß diese Menschen im Kampfe mit dem heftig tobenden Elemente, den schlüpfrigen Ufersand unter den Füßen und eine schwankende Last auf den Schultern, nicht mit uns stürzten.

Die Gegend von Massa nach Sorrent gleicht einem wunder-

vollen fortgesetzten Garten oder Parke, und wir wurden reichlich dafür belohnt, in Massa an's Land gestiegen zu sein.

Ich machte die Tour auf einem der muthigsten Esel, die mir je vorgekommen sind. Das nicht geringe Phlegma dieser Thiere bei uns zu Lande läßt uns im Anfange an der Lebhaftigkeit ihrer italienischen Brüder zweifeln. Aber bei näherer Bekanntschaft mit letzteren wird das Vorurtheil gehoben.

Bei Portici bauen die Galeotti oder Sforzati (Galeerensclaven) einen großen Uferdamm von schwarzer Lava. Die leichten Sträflinge gehen in gelben Jacken, die schweren Verbrecher tragen dunkelrothe.

Die Regierung macht einen sehr richtigen Unterschied, indem sie die Leidenschaftlichkeit der Südländer, ihrer Unterthanen, berücksichtigt.

Diejenigen, welche in der Wuth gemordet haben, werden nicht so streng bestraft als die vorsätzlichen Verbrecher, die Straßenräuber, die Banditen. Die Rothgekleideten waren mit Ketten belastet, doch erschienen sie mir ziemlich Alle heiter, vergnügt und zum Scherze geneigt. Unter den Gelben waren sehr feine noble Gesichter zu bemerken, denn unter ihnen sind sehr häufig Vornehme. Das Gewissen schien keinem Einzigen Scrupel und Kummer zu machen.

Ein Regimentsarzt aus Palermo, ein Schweizer von Geburt, dessen Bekanntschaft wir in Sorrent gemacht hatten, sagte: „Wenn die Neapolitaner in Wuth gerathen, sind sie Alle, ob hoch, ob niedrig, gleich viehisch und kennen sich nicht. Ich habe in dieser Hinsicht viel traurige Erfahrungen gemacht, denn ich stehe seit achtzehn Jahren bei neapolitanischen Regimentern als Arzt. Die Frauen sind nicht minder schlimm. Vor Wuth versagt ihnen oft die Sprache, sie gesticuliren nur noch, zischen und sprudeln und stoßen unarticulirte Laute aus. Dessenungeachtet ist dieses Volk gutmüthig. — Niemand kann nach geschehener That den Gemordeten aufrichtiger beweinen, als der Mörder selbst es thut. Er war blind vor Wuth, er wußte im Augen-

blick selbst nicht, was er that; erst das strömende Blut des Feindes giebt ihn dem Bewußtsein zurück.

Unter den Sforzati sind manche bis zu zehn Jahren nach dem Tode verdammt. Das heißt: Sie können auch bei einer möglichen Amnestie nicht begnadigt werden.

Ich wandte meine Blicke von dem traurigen Bilde der Gesunkenheit des Menschen ab, die mir hier um so schmerzlicher erschien, als die Verbrecher sämmtlich schöne Gestalten und oft edle, feine Gesichter hatten, die in so grellem Widerspruche mit ihren Handlungen standen.

X.

Ein Abenteuer im Walde zu Nettuno bei Rom.

Zurückgekehrt in die Stadt der Obelisken und Paläste und Säulen, d. h. nach Rom, war ich ungeduldig, endlich auch den Küstenstrich unweit Rom kennen zu lernen, wo die Gräber von Ostia, der Wald von Castello Fusano und der von Nettuno liegen. So lange eine alleinreisende Dame nicht besondere Widerwärtigkeiten erfuhr, regt ein romantisches Gefühlsgemisch von Schauer und Muth sie zu immer neuen Unternehmungen an, denn daß sie überhaupt nicht zu den Feigen und Schwächlichen ihres Geschlechts gehört, hat sie schon bewiesen, indem sie eine Alleinreise antrat.

Begierig, die obenerwähnte Tour zu machen, und nicht geneigt, bis zu einem Tage zu warten, wo einige meiner römischen Bekannten vom starken Geschlechte Zeit gehabt hätten, mich zu begleiten, fuhr ich allein auf einem kleinen Tiberdampfschiffe von Rom ab und miethete mir später in Ostia einen Führer mit einem Esel, um den Ausflug reitend zu vollenden.

Im Anfange ging Alles gut. Aber schon die romantischen

Schönheiten des Pinienwaldes von Castello Fusano, einem der Familie Chigi gehörigen Schlosse, wurden mir vergällt, indem mein Führer über Kopfweh und Uebelbefinden klagte. Ich wollte ihn zurücklassen und einen andern Menschen als Wegweiser dingen, allein er erklärte, er trenne sich niemals von seinem Esel, und ich hatte gleichfalls nicht Lust, mich von demselben zu trennen, und so blieben wir Beide aus Liebe zu dem Esel noch ferner beisammen.

Es besserte sich im Laufe des Tages mit des Mannes Gesundheit und ich hegte weiter keine Besorgniß. Aber als wir gegen Abend in dem Walde von Nettuno ankamen und ich mich glückselig der zauberischen Einsamkeit überlassen wollte, und der Betrachtung der wundervollen Streiflichter, welche die untergehende Sonne gleich blendenden Meridianen durch den mächtigen Wald zog, da begann mein Führer von Neuem mich an die kleine Misere des menschlichen Lebens zu erinnern, indem er stöhnend auf den Rasen hinsank und erklärte, er könne nicht weiter. Die Verlegenheit für mich war nicht gering. Allein in einem Walde, in fremder unbekannter Gegend, die Nacht vor der Thür, mit einem kranken, ächzenden Menschen, der vom Sterben redete und sich nicht mehr vom Boden erheben wollte oder konnte! Ich gab ihm mein Flacon mit Eau de Cologne er nannte es übelriechend; ich bot ihm ein Trinkgeld, eine grassa mancia an, wenn er den Versuch machen wollte, aufzustehen. Alles umsonst; er ächzte und rührte sich nicht. Mir brach der Angstschweiß aus.

Die Sonne sank immer tiefer, und man weiß, wie schnell in südlichen Gegenden die Nacht hereinbricht.

Weit und breit war kein Mensch zu sehen; ich rief nach Hülfe; lautlose Stille ringsum, kaum unterbrochen vom Summen eines Insekts!

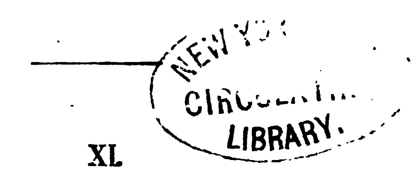
Ich wandte mich abermals an den Führer und machte ihm den Vorschlag, sich mit meiner Unterstützung auf den Esel zu schwingen und mir alsdann nur den Weg anzudeuten, den wir nehmen müßten, um so schnell als möglich eine Ortschaft zu erreichen. Nach mehrfachem Widerspruche nahm er den Vorschlag

an, und mit nicht geringer Anstrengung gelang es mir, den großen Mann, der am ganzen Leibe zitterte, aufrichten zu helfen und auf den Esel zu schieben. Als er endlich dort oben hing, schlotternd wie eine geknickte Gelenkenpuppe, zogen wir mit vertauschten Rollen weiter. Ich, die den Esel gemiethet hatte und den Führer, ich führte und trieb jetzt den Esel, oder vielmehr die beiden. Schon begann ich das Bild aus der verkehrten Welt, welches wir Drei formirten, humoristisch auszumalen, und glaubte mich über den Berg aller Unannehmlichkeiten glücklich hinweggeschlüpft, als heftiges Stiergebrüll mir neue Gegner meines Friedens und meiner Ruhe verkündete. Und diese gesunden Stiere waren weit fürchterlicher als der kranke Mensch. Ich bemerkte, daß in der Richtung, die wir auf des Führers Anrathen eingeschlagen hatten, eine jener Heerden weidete, die allerdings eine schöne Staffage des Waldes zu bilden pflegen, da sie frei und ungebunden ziemlich den ganzen Sommer dort verweilen, die aber für eine einzelne Dame mit einem kranken Führer auf einem schlichten Eselein furchtbarer werden können als Banditen selbst.

Da die Thiere instinctvoll die ihnen gezogenen Grenzen, wie man mir sagte, einhalten, werden sie von ihren Besitzern nicht allzuoft besucht. Man überläßt sie sich selbst. Auch jetzt zeigte sich kein Campagnareiter mit Stachelstock in ihrer Nähe und bebend sah ich eines der schönen, weißen, hochgehörnten Ungeheuer, die als sehr unbändig, wild und scheu geschildert werden, in mäßigem Galopp auf unsere traurige Cavalcade zukommen.

Der Führer wurde selbst ängstlich. Er hatte mir anfangs den Rath gegeben, ohne mich nach den Thieren umzusehen, vorwärts zu schreiten und sie scheinbar gar nicht zu beachten. Ich that so, allein der plötzlich herangaloppirende Stier, der eine Art Anführer zu sein schien, da ihm eine Menge anderer mehr oder wenig eilig nachfolgten, schien zu neuen Maßregeln aufzufordern. Ignoriren half nicht mehr, er war schon bis auf wenige Schritte nahe gekommen; ich zitterte und bebte, als fühlte ich schon seine Hörner in meinem Leibe; was der ohnehin zitternde und ächzende Führer jetzt that, weiß ich nicht zu sagen,

ich sah mich nicht nach ihm um, auch wäre bei ihm ein crescendo im Zittern ein Ding der Unmöglichkeit gewesen — da schoß mir ein Gedanke durch den Kopf, der Gedanke an jene Dame, welche in den Wäldern Indiens einen Tiger durch das Aufspannen ihres rothen Sonnenschirms zum Rückzuge zwang. Mit einem entsetzlichen Schrei der Angst that ich jetzt dasselbe, und obgleich mein en tous cas nicht roth von Farbe war, war er doch en-tous cas ein Sonnenschirm, den man plötzlich aufspannen konnte und der seine Wunderkraft verblüffender Art auch hier bethätigte. Die Stiere, unbekannt mit den überraschenden Resultaten der Industrie, machten eine Wendung, brummten etwas erstaunt vor sich hin und trabten, ohne sich umzusehen, wieder dem Walde zu. — Dies war mein letzter Ausflug dieser Art, den ich allein unternahm.



XL

Von Rom nach Ancona und Triest. Abschied von Rom. Bekanntschaften, in der Deligence geschlossen. Heftiger Streit über nationale Vorzüge. Fahrt von Ancona nach Triest auf einem englischen Schiffe. Die Gesellschaft dort. Triest im Sonnenglanze.

Von keiner Stadt, die ich in meinem Leben gesehen, und die mir wohlgefallen hat, ist es mir so schwer geworden zu scheiden, als von der alten Roma. Ich ließ nur wenige Freunde und Bekannte daselbst zurück, weniger als früher in andern Städten, und dennoch hing mein ganzes Herz an dem Orte und drohte vor Wehmuth zu zerspringen, als ich die Straßen zum letzten Mal durchschritt, in denen ich so wunderbar schnell heimisch geworden war. Rom läßt, was modernen Comfort und Luxus anbetrifft, noch sehr viel zu wünschen übrig, mehr als jede andere Stadt Italiens, denn die Circulation des Lebenssaftes aller

Städte und Staaten, des geschäftlichen Verkehrs und Handels, muß sich hier noch immer einem Tempo unterwerfen, das durch Willkür, Zufälligkeiten und damit verbundene Hemmnisse, großentheils aber auch principiell an bedeutenderer Lebhaftigkeit verhindert wird. Der Römer hat sich an das Schleichen im Schneckengange vermöge einer natürlichen nationalen Neigung zur Trägheit (edler ausgedrückt zum dolce far niente) leicht gewöhnt, und so wird die heftige rasche Pulsation der Neuzeit noch unterschiedliche Jahre brauchen, ehe sie den Römer in ihre Springfluth mit hineinwirbelt und ihm den häufigen Wechsel von raffinirter, mehr oder weniger willkommen zu heißender Vervollkommnung alles dessen, was zum menschlichen Leben und in das Reich menschlicher Bedürfnisse gehört, aufdringen wird. Dieser Umstand aber ist es, der vielen Reisenden, welche Paris und London als Maßstab großer Städte aufstellen, Rom verleidet. Mir nicht, ich konnte diesen Mangel leicht übersehen, denn mir war Rom zu sehen die Erfüllung eines Traumgesichts, das sich schon in die Phantasien des Kindes drängte. Wenn wir auf dem väterlichen Heuboden in der kleinen Heimath als Kinder die Mythologie der Griechen und Römer in Tableaux aufführten, und die jüngern Geschwister, staunend über die Weisheit der ältern, ehrfurchtsvoll die Rolle eines Liebesgottes und derartigen schelmischen Gesindels übernahmen, wenn ich und die ältere Schwester stritten, wer Juno, wer Venus sein sollte, und ich mich mit fürchterlicher Halsstarrigkeit an die Majestät der Königin des ganzen Götterschwarmes klammerte, als welche wie für mich geschaffen wäre — da war es immer Rom, welches den Schlußstein der Unterhaltung bildete, und nachdem wir als Götter genug des Nectars geschluckt hatten, stiegen wir endlich ernüchtert auf römische Erde hernieder und beschlossen die Festlichkeit mit einem menschlichen Triumphzug auf das Capitol, welches unsere exaltirte Phantasie in einem hochaufgethürmten Heuschober erblickte. Dort oben saß der jüngere Bruder als Jupiter, einige Strohfaden in der kleinen dicken Hand als Blitze, eine blecherne Stürze vom ersten besten Kochtopf als Schild und hinter sich einen Flederwisch der letztver-

storbenen Gans, als kühn verkürzten Adler gedacht. So lange ihn kein Schwindel anwandelte, machte er sich ganz gut; einige Male hatte er eingedenk seines Menschenthums die Balance verloren, und da er seine goldblonden Locken immer schütteln mußte (denn Jupiter schüttelt seine Locken), hatte er sich selbst vom obersten Heuhaufen in die untersten mit hinuntergeschüttelt. Ach wie oft, wenn das müde Kindeshaupt sich Abends schlafen gelegt hatte, war Rom, seine Götter, seine Helden, sein — Capitol — fortsetzungsweise durch meine Träume gezogen, und nun hatte ich es gesehen, nun hatte es meine Erwartungen erfüllt, nun mußte ich es verlassen.

Mit allem Lichtglanze, den die Kuppelbeleuchtung und die Girandola auf Monte Pincio über die ewige Stadt ausgießt; wenn das Peter-Paulsfest mit seinen Entzückungen und seiner Pracht die Nacht in Tag verwandelt, mit Kanonendonner, der sich in tausendfachem Echo an Palästen, Kirchen und Ruinen voll Majestät bricht und über die Stadt dahin kracht, als wolle er sie in ihrem Mark erschüttern — so hatte die Unvergleichliche von mir Abschied genommen, und es gab für mich keinen Trost, als daß sie doch steht, daß sie doch da ist, wenn ich sie auch nicht sehe und in ihr weile.

Am Morgen nach dieser feenhaften Nacht des Peter=Paulsfestes trug mich die Diligence zur Porta del Popolo hinaus, wo der letzte Bekannte sich postirt hatte, um mir während der Paßrevisionen am Thore noch eine Abschiedshand zu reichen. Alles vereinigte sich, um mir die Abreise ominös erscheinen zu lassen. Wir hatten kaum den Hof von Palazzo Madama verlassen, wo das Bureau der Diligencen ist, als sich die sechsspännige Carrosse beim Einbiegen in eine Straße an einen Eckstein hing und in ein heftiges Schwanken gerieth; in Via Ripetta verwickelten sich die vordersten Pferde mit den Hinterfüßen in die Stränge, so daß wir eine Viertelstunde nach Abfahrt aus dem Posthofe erst am Thore ankamen. Dort schaute von Monte Pincio das traurige Holzskelet herab, welches am Abend vorher das feurige Zauberkleid der mächtigen, tausendstrahligen

Girandola getragen hatte und welches nun, wie schaale Wirklichkeit nach süßen phantastischen Träumen, vor der Tageshelle erschien. Die schwarzen Dräthe, an denen zahllose Kometen über die Häupter der erschrockenen Menge hinweg, zischend und sprühend nach dem Obelisken in der Mitte des Platzes gefahren waren und sich nach allen Richtungen desselben hin ausdehnten, glichen einem verrußten Spinnengewebe riesiger Art, das nicht verräth, welche Strahlengarben es die Nacht vorher umwunden haben. Und ich, von Trauer umhüllt, sah Alles schwarz. Eine hellstrahlende Zeit lag hinter mir, und eine nüchterne Gegenwart und Zukunft vor mir.

Allein zum Glück bin ich nie geneigt gewesen, sentimentale Stimmungen mit ihrer Scirroccoluft lange auf mir lasten zu lassen. Kommt kein Sturm von außen, der sie nothwendig zerstreuen muß, so mache ich selbst welchen, oder suche doch durch einige Zugluft, die unangenehmen drückenden Dünste zu vertreiben. Die Zugluft, die ich mir jetzt verschaffte, bestand darin, daß ich meine Reisegesellschaft näher betrachtete. Mein Platz im Cabriolet hinderte mich, die Eingeweide des großen Mittelkastens der Postkutsche zu besichtigen und kennen zu lernen, doch ging es dort sehr laut zu, und deshalb schloß ich auf viel Jugend. In den eben erwähnten Theil der Kutsche stieg man von zwei Seiten, in unser Cabriolet von einer Seite und in das hinterste Logis (denn die Riesencarrosse bestand aus drei Quartieren) drang man durch eine ganz hinten angebrachte Thür, so wie selbige an jedem Omnibus zu finden ist. Dieses Hinterhaus hatte eine Familie für sich allein gemiethet, welche in der Nähe von Macerata in der Mark wohnte und dahin zurückkehren wollte. Sie bestand aus Vater, Mutter, zwei reizenden Kindern und einem Dienstmädchen. Die Leute schienen dem wohlhabenden Mittelstande anzugehören und waren sehr liebenswürdig. Mit den hübschen Kindern, welche ein wenig französisch sprachen, worüber ihre Eltern nicht geringen Stolz zu empfinden schienen, hatte ich schon im Posthofe Bekanntschaft gemacht. Sie waren noch sehr jung, und also unbefangen genug, um sich leicht Fremden zuschließen.

Neben mir saß links der Conducteur, der, da die italienischen Posten keinen Kutscher nach unserer Art aufzuweisen haben, die zwei reitenden Postillone dirigirt und deßgleichen eine Einhemmemaschine, die unter seinen Füßen angebracht ist, und an der er viel arbeitet und dreht, welches für die neben ihm sitzende Person sehr störend ist. Ich aber war so unglücklich gewesen, den Mittelplatz im Cabriolet zu erhalten, und konnte sonach nichts thun, als mich in das Unvermeidliche fügen.

Der Conducteur war ein alter, ansehnlicher, wohlbeleibter Herr mit weißem Haar, dunkelm Bart und frischen Farben im vollen Gesicht. Er war ganz hell und neuwaschen gekleidet und gewann durch eine gewisse würdevolle oder auch phlegmatische Haltung einen englischen Anstrich. Er schien nach Bildung zu streben und las während des Fahrens eine aus dem Französischen in das Italienische übersetzte „Medea.“ Manchmal las er so eifrig, daß er die Maschine und das Einhemmen darüber vergaß, weswegen ihn die betreffenden Postillone zuweilen nicht eben freundlich anriefen, und mit der Peitsche knallten, bis er vom Kolcher- oder Griechenstrande wieder auf die Landstraße zwischen Storto und Monterosi zurückkehrte. Zu meiner Rechten saß ein junges Subject ächt italienisch weichlicher und frostiger Art. Auch er ging sehr elegant neuwaschen und leicht gekleidet, schien das letztere jedoch zu bereuen, denn die frische Morgenluft machte ihm sehr viel zu schaffen. Er stopfte die kleinen Oeffnungen zwischen Carrosse und Fenster mit mehrern parfümirten seidenen und leinenen Taschentüchern zu und schnitt entsetzliche Gesichter, wenn demungeachtet noch ein kühles Lüftchen hereinzudringen wagte. Die Beine wickelte er in einen Plaid und um den Kopf band er sich auch ein Tuch, über welches er dann die leichte Sommermütze drückte. Er war nicht häßlich, aber sehr blaß und — o Wunder! hellblond, was ihm gar nicht gut stand, denn sein gelbes Haar und seine gelbe Blässe harmonirten schlecht. Aus seinen großen, hervorstehenden grauen Augen sprach Stolz und Anmaßung und eine gewisse, leicht zu unterscheidende vorurtheilsvolle Stupidität, wie seine späteren Aeußerungen bestätigten. So schleppten wir uns durch für

terliche Staubmassen, die ein heftiger Ostwind uns in's Gesicht trieb, über Monterosi und Nepi nach Civita Castellana.

Hier sollte Mittag gemacht werden, und hier vermittelte ein unangenehmer Zufall meine Bekanntschaft mit dem Inhalt des mittlern Theiles der Carrosse.

Der Wagen hielt in einer der engen Straßen dieser Stadt an und mein Nachbar, der Conducteur, stieg aus. Ich schloß daher, daß wir am Gasthof angekommen sein müßten, denn sicherlich hätte er sich nicht mitten im Lesen einer Scene seiner Medea unterbrochen, wenn es nicht der allgemeine Haltepunkt nöthig gemacht hätte. Ich erhob mich also gleichfalls von meinem Sitze und folgte dem alten Herrn, aber im Aussteigen blieb ich mit dem Kleide an der verhängnißvollen Einhemmemaschine, die, ihrem Charakter treu, auch mich zu hemmen unternahm und für Pflicht hielt, hängen und stürzte, obgleich mich der Conducteur aufzufangen versuchte, platt auf die Nase hin. Man mußte sich wundern, daß der Sturz von der sehr hohen Carrosse herab keine nachtheiligern Folgen hatte, als einen kleinen Schmerz auf dem linken Schienbein und einen Riß im Kleide.

Sofort waren die jungen Herren, sechs an der Zahl, welche das Mittelschiff einnahmen, bereit, mir einen Platz darin zu überlassen, da der Sitz neben der Maschine durchaus nicht passend für eine Dame sei, wie sie sich ausdrückten. Mit Dank nahm ich das Anerbieten an, und sie parlamentirten und gesticulirten einen jungen Menschen hinaus in das Cabriolet, welcher taubstumm war, aber zu den gutartigen dieser Gebrechlichen gehörte und mit großer Freundlichkeit seinen Platz an mich abtrat.

Ich nahm an dem für uns bereitgehaltenen Mittagstische keinen Theil, denn die Speisen sahen durchaus nicht appetitlich aus und lockten einen deutschen Gaumen keineswegs. Indessen durchstreifte ich ein wenig die Stadt. Die Straßen waren unsauber und die Menschen ebenso. Auf dem Markte war keine einzige erquickende Frucht zu kaufen, nur Zwiebeln, Artischocken und Salat, und wir befanden uns doch mitten im Sommer. Ich fragte nach Aprikosen, die in Rom und in den Städtchen

der Umgegend zu Tausenden feilgeboten wurden, allein ich erhielt zur Antwort: es wüchsen keine. Dieselbe Antwort wurde mir auf meine Frage nach Kirschen. Ich sagte: es wachsen keine, weil ihr keine anbaut! Sie lachten und sahen sich unter einander an.

Ich hatte von Rom zwei kleine Landschildkröten mitgenommen, die ich in einer Schachtel beherbergte, welche mit Löchern versehen war. Als ich für die kleinen zierlich carrirten Thierchen frische Salatblätter erhandelte, fuhr mir eine Art Klingelbeutel an einem langen Stock unter die Nase. Ich schreckte empor und bemerkte, daß ich mich vor den Gefängnissen befand und daß hinter Eisengittern verwahrte blasse Gesichter auf diese Weise um eine Gabe flehten. Kaum hatten sie mich dazu bereit gesehen, als sie sämmtlich zu heulen und zu wehklagen begannen, und ein halbes Dutzend Stöcke mit einem Papiersack oder zusammengehefteten Lumpen am Ende versehen aus verschiedenen Gittern heraus auf mich losfuhren.

Die Hökerinnen und sonstigen Müßiggänger in der Nähe lachten und riefen mir mit der den Italienern eigenthümlichen an Grausamkeit grenzenden Gleichgültigkeit gegen ihre Mitmenschen und Mitthiere zu: Hanno fame, Hanno fame! — Darauf neues Gelächter.

In Italien ist sonach Gefängnißstrafe eine fürchterliche Strafe, denn ich habe gehört, daß jene unglücklichen Eingekerkerten fast gar nichts zu essen bekommen und von der Gnade und Mildthätigkeit der an den Gefängnissen Vorübergehenden leben müssen, welche sie auf die angedeutete Weise heulend, schreiend und winselnd anbetteln, selten aber etwas erlangen. Bei uns halten es jene Elenden hingegen zuweilen für vortheilhaft, sich ein wenig festsetzen zu lassen, weil freie Kost und freies Obdach damit verbunden ist.

Ich kehrte zum Gasthofe zurück und wünschte nichts weiter von Civita Castellana zu sehen, welches ich schon ohnedem mit Blicken eines ungünstigen Vorurtheils betrachtete, weil einigen meiner römischen Bekannten etwas höchst Unangenehmes durch die Rohheit seiner Bewohner widerfahren war. Letztere geht

nämlich so weit, daß selbst die Kinder die Vertreter höherer Bildung, welche sich ihnen in einigen skizzirenden Malern hin und wieder nähern und darunter besonders die fremden Künstler instinctmäßig, oder weil sie es den Erwachsenen gleich thun wollen, hassen. Nun ist zugleich ihre Dummheit und Beschränktheit der Art, daß sie jeden, der einen runden Filzhut oder Strohhut auf dem Kopfe und nicht ganz kurz geschnittenes Haar trägt, für einen solchen verhaßten Maler halten, den man nicht in dem Grade schnellen und prellen kann, wie andere ehrliche Menschenkinder, weil er eben nichts ist als ein povero pittore. Aus diesem Grunde waren mehrere meiner deutschen Bekannten aus Rom, welche solche ominöse Filzhüte trugen und doch keine Maler waren, von Kindern aus Civita Castellana in der Nähe dieser Stadt — man denke! mit Steinwürfen verfolgt worden. Das zerlumpte Knabengesindel hatte die vermeintlichen Pittori nämlich auf die zudringlichste Weise um Cigarren oder Tabak angebettelt oder vielmehr gefordert, man solle ihnen welchen geben. Da dies nicht geschehen war und ihre Unverschämtheit viel zur Weigerung beigetragen hatte, war die ganze Zunft, welche an einem Berge lagerte, plötzlich aufgesprungen, hatte die Fremden, die den Berg hinabsteigen mußten, mit Steinen geworfen und immer geschrien: Son' pittori! Son' pittori!

Nicht viel besser war es denselben Reisenden mit Erwachsenen dieser Gegend ergangen. Als gälte es einen rechtmäßigen Tribut zu erheben, hatten Männer in einer elenden Kneipe Tabak und Cigarren von ihnen gefordert. Die Verweigerung hatte großes Murren erregt, es hatten sich hie und da Stöcke und Messer erhoben und die Reisenden waren eiligst aus dem unheimlichen Gasthofe entflohen. Auf einem einsamen Wege angelangt, hatte sich aber plötzlich wieder einer der frühern Tabakforderer gezeigt und mit einem Blick auf sein großes breites Messer im Gürtel gefragt: ob sie jetzt gutwillig das Verlangte geben wollten?

Da hatte die drei Belästigten die Wuth ob solchen Betragens übermannt, und ohne zu bedenken, daß die Genossen des Bewaffneten in der Nähe und zu seiner Hülfe bereit sein konnten,

waren sie mit erhobenen Stöcken auf ihn eingedrungen. Wahrer Entschlossenheit und Verachtung der Gefahr gegenüber hält der Italiener aber selten Stand, und so hatten sie den Frechen bald in die Flucht geschlagen, der nicht einmal die Vorsicht gebraucht hatte, sich Hülfstruppen in den Hinterhalt zu legen, so fest war er von der Feigheit der pittori überzeugt gewesen.

Dies ist ein kleiner Beitrag zur Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts im allerchristlichsten Staate der Welt.

Mein Eintritt in das Mittelstück der Carrosse wurde von den dort anwesenden fünf jungen Italienern mit Freuden und mit überschwänglichem Bedauern wegen meines Unfalls in Civita Castellana begrüßt. Und hier folgt ein anderer Beitrag zur Culturgeschichte desselben Staates und derselben Zeit in erfreulicher Weise.

Der sogenannte gebildete Italiener, der nicht gerade Gelehrter von Fach ist, hat selten oder nie die Schulbildung genossen, wie der Deutsche der gebildeten Mittelclassen immer, und hätte er zufälligerweise ernstere gründlichere Studien gemacht, so würde ihn doch die kirchliche und staatliche Verfassung seines Landes hindern, einen Höhepunkt für den freiern Ueber- und Einblick in die erlernten Dinge zu erreichen. Die Sicherheit und Ueberlegenheit aber, die das freie ungebundene Urtheil, die beste Frucht aller Studien und Erkenntniß überhaupt, den Gebildeten anderer Nationen ihm gegenüber giebt, fühlt der Italiener sehr wohl mit seinem feinen Instincte, wenn er sie vielleicht auch gewissenhaft verschmäht, innerlich gar verachtet und doch nicht selten mit gewissen Beschränkungen beneidet.

Bringt man sich nun ihm gegenüber nicht gerade in oppositionelle Stellung und regt das Zwittergefühl von Neid und Verachtung in ihm nicht auf, so sucht er mit dem ganzen Ballast seiner gewiß nicht geringen Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit die Kluft auszufüllen, und man müßte mehr als barbarisch gesinnt sein, wenn man den freundlich gebotenen, stillschweigenden Vertrag nicht eingehen wollte.

Wir waren bald im lebhaftesten Gespräch über die verschiedensten Gegenstände und ergründeten dabei gegenseitig die Ge-

sichts- und Standpunkte, von denen ein jeder ausging. Nachdem meine für italienische Begriffe der Gegenwart bei einem Frauenzimmer fast zu gelehrte Erziehung (wie sich die Herren nachsichtig ausdrückten) genugsam besprochen und bewundert worden war und ich mich nur zu oft in der Lage befunden hatte, meine Mitreisenden belehren und corrigiren zu müssen, begannen sie mit seltener Feinheit und Zartheit den erwähnten Vertrag zu bilden, und zeigten mir mit der den Südländern eigenthümlichen Grazie, wie ungleich angenehmer unsere Reise sein würde, wenn ich von der überlegenen Stellung ein wenig herabrückte und ihnen dagegen erlaubte, die Tugenden der Geselligkeit zu üben, die ihnen die Natur in so reichem Maße verliehen hat.

Sie erschöpften sich in Aufmerksamkeiten und Zuvorkommenheiten gegen mich und mieden möglichst ernstere Gespräche. Ich ging den Vertrag ein und erfreute und betrübte mich an der Wahrnehmung, daß ich noch niemals in Deutschland, wo ich viel reiste, mit jungen Herren Tag und Nacht allein in so gutem Einvernehmen zugebracht hatte, so schonungsvoll, so zurückhaltend behandelt worden war, als von den fünf jungen Italienern.

Ihr Benehmen war ein ächt chevalereskes, und es macht mir großes Vergnügen, dies hier zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, da auch ich zu den vielen alleinreisenden Damen gehöre, die auf ihren Fahrten mehr Unangenehmes als Angenehmes durch das andere Geschlecht erfuhren.

Wohl bemerkte ich des Nachts bei Mondenschein, daß die Augen des mir gegenübersitzenden jungen Mannes fortwährend auf mich geheftet waren, doch dies war die einzige Zudringlichkeit, die er sich erlaubte, wenn man das in halber Finsterniß noch eine Zudringlichkeit nennen kann.

Wir kamen nach Otricoli, ein schmutziges, bettelhaftes Städtchen, nachdem wir den Monte Oreste, der, von den Höhen von Rom aus gesehen, eine der schönsten Begrenzungen des Horizonts ausmacht, rechts gelassen hatten. Die Gegend wird immer schöner, immer romantischer, immer reichbebauter. Man

nennt sie deshalb Campagna felice des Kirchenstaates. Und dieser gesegnete, durch Fleiß und Betriebsamkeit ausgezeichnete Landstrich, die Mark, erstreckt sich bis Loretto und Ancona.

Der Abend war wunderschön. Die Sonne ging blutroth hinter Bergen mit herrlichen Oelpflanzungen unter, welche in diesem Jahre reichlichere Frucht als in früheren trugen, und eine köstliche, erfrischende, aber milde Luft wehte vom Apennin her. Wir mußten oft Vorspann nehmen. Einmal zählte ich elf Stück Zugvieh, Pferde und schöne, weiße Stiere vor unserer Carrosse. Wenn die italienischen Postillone nur Pferde zu regieren haben, so fahren sie Berge meistens im Galopp hinauf, weil der Grundsatz der Italiener ist: Superar presto le difficoltà. Auf der Höhe angelangt, geht es dann um so langsamer, denn die Thiere müssen nach einem Galopp den Berg hinauf doppelt so lange verschnaufen. Hier hinderte das unvergleichliche Phlegma der Stiere, welche durch keinen Zuruf, Hieb oder Stachel aus ihrem tausendjährigen Tempo herausgebracht werden konnten, die schnelle Auffahrt, und ich dankte ihnen im Stillen; denn es ist trostlos anzusehen, wie die armen Thiere bei solcher Eile angestrengt und gemißhandelt werden.

Die jungen Reisenden schienen, bis auf einen Marchese aus Loretto, dessen Namen ich vergessen habe, sämmtlich Kaufleute zu sein, und ich konnte aus ihren Gesprächen schließen, daß dieser Theil des Kirchenstaats sich durch einen ausgebreiteten Handel immer mehr und mehr hebt. Da der Papst erst vor kurzem auf dieser Straße nach Ancona, Loretto und Bologna gefahren war, so wurde gesprächsweise auch einiger Privilegien und Concessionen gedacht, die er einzelnen Handelshäusern bei dieser Gelegenheit gemacht haben soll, und die für die Zukunft viel Gutes hoffen ließen.

Spät am Abend kamen wir nach Narni, malerisch auf einem Berge gelegen. Seine Bewohner wandelten paarweise im Mondschein auf einer Straße hin und her, welche nach der Seite des Bergabhanges ohne Häuser und mit terrassenartigen Austritten versehen ist. Von dieser Straße hat man einen köstlichen Blick hinab in das wohlbebaute Thal und gegenüber auf einen hohen

Berg, der ganz bewaldet ist. Die Oelbäume, die ihn zierten, schimmerten silbern im Glanze des Mondes.

Der Marchese, der ein sehr feiner, schöner und liebenswürdiger Mann war, und, wie die Uebrigen, zu meiner großen Freude, auch ein enthusiastischer Naturfreund, amüsirte sich damit, Lucciole zu fangen, die in großer Menge und größerem Glanze, als bei uns, dort umherflogen. Er fragte mich, wie wir Deutschen diese Thierchen nennen, und als ich antwortete, Johanniskäfer oder Johanniswürmchen, da brach unter allen Italienern, die zugegen waren, ein schlecht verhohlenes Gelächter aus. Alle bemühten sich, die Worte nachzusprechen, aber keinem gelang es. Ein Johanniswürmchen blieb immer, um es buchstäblich wiederzugeben, ein Joanneswörmcken. Nun lachte ich wieder aus Herzenslust, und der Marchese, der sehr lernbegierig war (nur, wie meist alle Italiener, ohne Ausdauer, was sie auch unumwunden bekennen), zog eine französische Grammaire hervor und begann sich von mir verschiedene Worte daraus in's Deutsche übersetzen zu lassen. Er stellte sich auch gar nicht ungeschickt dazu an, weniger ungeschickt als die Andern, und das will viel sagen. Sein Interesse für andere Sprachen schien überhaupt lebhaft zu sein, aber seine Landsleute konnten nicht umhin, ihn wegen seines begonnenen deutschen Studiums ein wenig zu hänseln, was sie jedoch aus Rücksicht für mich, nicht übertrieben.

Die deutsche Lection im Postwagen schloß mit der Versicherung des Marchese, daß sie alle, wenn sie wieder Lucciole sehen würden, jedesmal meiner gedenken wollten, worin die Andern mit ihm verbindlicher Weise übereinstimmten.

Terni berührten wir bei völliger Nachtzeit. Von hier aus erhebt sich die Straße sehr, und die reichlich bespannte schwerfällige Diligence schickt sich an, den 3738 Fuß hohen Apennin zu erklimmen. Der Gebirgspaß Somma ist mit Steineichen bewaldet, in denen sich plötzlich der Wind von laubweicher Lagerstätte erhob und ein Brausen verursachte, das wie das Tosen eines Gießbachs tönte, der eigentlich auch seine Musik mit

der Stimme des Sturmes mischen sollte, jetzt aber vertrocknet war.

Wie versteinerter Schaum lagen die Kalksteine von bedeutendem Umfange, welche rechts von uns sein terrassenförmiges Bett bildeten, in dem der Ungestüm doch niemals Ruhe findet, wild zusammengewürfelt da. Der Wind hatte Regenwolken heraufgeführt und der Mond war fast verschwunden. So gewährte das verlassene Bett des Gießbachs, welches sich weißlich schimmernd am Wege hinzog, im falben Lichte, das der Mond zurückgelassen hatte, obgleich er sich nur für Augenblicke durch Wolken hindurcharbeitete, einen geisterhaften Anblick. Das Rauschen der Steineichen, so ähnlich dem Tosen des Wassers, und das regungslose, schaumartige Steingerölle bildeten lange Zeit meine Unterhaltung in der sonst schweigenden Nacht. Die Herren gingen ein gut Stück zu Fuße, um den Pferden eine Erleichterung zu verschaffen, als es aber, je höher wir kamen, immer kälter, ja endlich ernstlich kalt wurde, da hörte ihre Barmherzigkeit für die Thiere auf und die Sorge für das eigene Wohl und Wehe überkam sie in dem Grade, daß sie sich mitten im Fahren in die Carrosse stürzten, wo sie noch lange ein Schauer- und Klapperquintett aufführten. Hier sollen übrigens noch bisweilen Raubanfälle vorkommen, und ich fand das Terrain sehr dazu geeignet. Ueberall umgaben natürliche Schlupfwinkel die Straße, an ein schnelleres Vorwärtskommen ist bei der Steilheit des Pfades nicht zu denken, und wenn ich mir die fünf vor Frost zitternden Italiener betrachtete, fand ich mich auch nicht sonderlich geneigt, auf ihren Muth zu bauen.

Was hätte ich darum gegeben, den Tempel des Clitumnus, welchen Byron so göttlich besingt, zu sehen und drei Finger meiner Rechten in die Welle zu tauchen, wo die Wasserlilie sich schlingt und eine sanftere Woge ihr murmelnd Märchen singt — um mich durch diesen Eidschwur in dem Lande, welches sein Gluthgeist in Child Harold verherrlichte, verehrend und dankbar mit ihm zu verbinden, gleich dem Dogen, der sich der mächtigen Adria, dem ruhmvollen Meere bildlich vermählte, allein dieses Glück ward mir nicht vergönnt. Nacht und Traum umhüllten

mich, als wir jene Gegenden durchzogen, und ich weiß nicht, ob der gesegnete Genius dieser Stelle mich im Traume leise gemahnt hat: Du bist in meiner Nähe.

Ehe wir an die berühmte Stelle kamen, die sich bei Le Vene, einem kleinen Oertchen, befindet, betrachteten wir im Scheine des wiederaufgegangenen Mondes den von den Longobarden angelegten majestätischen Acquäduct, der zugleich als Brücke von einem Berge zum andern dient. Seine aus dem weißlichen Kalkstein des Apennin geschaffenen Riesenglieder schimmerten im Mondesglanze, der alles Hohe und Erhabene noch höher und erhabener erscheinen läßt, und daneben erhob sich stolz die trotzige Burg der spoletanischen Herzöge des Mittelalters.

Rasch, wie die Erscheinungen in einer Zauberlaterne, flogen diese Bilder an uns vorüber, und als ich mich wieder von Schlaf und Traum berührt fühlte, war es mir, als hätte ich eine Schilderung im Ariost gelesen, und als sollte die hohe Schönheit Alcina's von Schloß und Brücke herniederwinken; denn solche Gegenden und solche Bauten müssen dem Sänger des Orlando furioso vorgeschwebt haben.

An dem malerisch gelegenen Trevi vorüber, kommt man nach Foligno. In den letzten Städtchen und kleinen Orten waren noch die Ehrenpforten zu sehen, die man für den Papst errichtet hatte, und uns wár es vergönnt, nachträglich darunter hinwegzufahren. Man schien viel an diesen Putz gewendet zu haben, denn die Marca kann es noch am ersten, da sie die reichste Provinz des Kirchenstaates ist.

Leider kam von diesem Thema eine Unterhaltung über Papst und Religion her, und ich war in dem Augenblicke nicht stark genug, den Vertrag zu ehren, und opponirte heftig. Die fünf jungen Italiener waren sämmtlich schmerzlich betroffen, unter Anderm zu hören, daß ich an keinen Teufel in Person glaubte, an keinen bösen Engel mit großen Flügeln, der schadenstiftend durch die Welt saust.

Bald hatte ich abermals die Gelegenheit, zu bemerken, wie schon oft in Italien, daß die Italiener das Regiment und die Macht der Preti hassen und verabscheuen, aber ihre santissima

religione, ohne welches Beiwort sie letztere gar nicht nennen (was allen Protestanten zum Muster aufgestellt werden könnte, die sich wieder großentheils durch eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen ihren Glauben auszeichnen), hoch in Ehren halten, selbst wenn sie nicht zu den Frömmsten gehören und die Kirchen selten oder gar nicht besuchen. Sie hassen die Vertreter, die sich der Heiligkeit der Lehre, die sie predigen, nicht würdig zeigen und ihre Macht mißbrauchen, aber sie beugen sich in Demuth vor der Erhabenheit des Glaubens und seines heiligen Stifters. Wenige aber sind in ihrer Erkenntniß so weit vorgeschritten, um zu begreifen, daß ihr Glaube, so wie er jetzt ist, nicht ohne die Priester bestehen kann. Im Ganzen hatte mich jenes Gespräch sehr interessirt, denn es hatte mir gezeigt, daß gebildete Italiener auf dem Gebiete ihres Dogma's durchaus nicht fest stehen und sehr leicht zu erschüttern sind. Das bedeutet etwas für die Zukunft.

Heftiger dagegen stritten sie für ihr Vaterland, als wir auf die Künste zu sprechen kamen und auf den Talentreichthum der verschiedenen Nationen. Der Blaßblonde und Blaßgelbe kam deswegen expreß aus dem Cabriolet herein in die Kutsche, wahrscheinlich weil er sich in dieser Branche sehr fest im Sattel fühlte oder dünkte.

Er setzte sich neben mich hin und sagte mir in's Gesicht, daß, was die bildenden Künste und die Poesie beträfe, wir Deutschen die Segel unbedingt vor den Italienern streichen müßten. Ueberhaupt sei der Italiener von der Natur viel reicher ausgestattet als der Deutsche; er ließe es gelten, daß wir mehr Fleiß hätten, mehr hartnäckiges, ausdauerndes Studium auf eine Wissenschaft zu verwenden im Stande wären, deshalb möchten wir auch gelehrter zu nennen sein, allein was natürliche Anlage beträfe, stünden wir den Südländern, so einst als jetzt, unbedingt nach. Und warum kämen denn die Deutschen immer nach Italien? Weil sie erst dort sich Stoff für ihre arme Phantasie holen müßten, den ihnen ihr eben so armes Land versagte. Es wäre also natürlich, daß die im reichern Lande Gebornen, von

reichern Anschauungen Gesättigten auch mehr Phantasie, mehr schöpferische Kraft haben müßten.

Ich fragte nur: ob er in Deutschland gewesen und ob er deutsch verstehe? Er mußte verneinen. Deutsche Dichter kenne er jedoch aus französischen Uebersetzungen.

Ich lachte laut auf und sagte: „So können Sie auch über deutsche Poesie nicht richten. Wollen Sie aber nach französischen Uebersetzungen über die deutsche Sprache und Dichtung das Urtheil sprechen, so ist das gerade derselbe Fall, wie wenn Sie sich über die Wirkungslosigkeit eines Extracts beklagen, zu welchem Wasser hinzugekommen ist. Das Wasser ist die Uebersetzung, der Trank ist Ihnen nicht rein und unvermischt gereicht worden, Sie können also keine Wirkung, oder nicht die gehoffte verspüren." Dann machte ich ihn auf das große Talent der Ristori aufmerksam, deren Urtheil über deutsche Poesie wohl ein günstigeres sein müsse, und eines, das ihrer hohen Künstlernatur nach auch am schwersten in die Wagschale falle, und welche Schillers „Maria Stuart" für sich habe übersetzen lassen, und selbige Rolle zu einer ihrer Hauptpartien gemacht. Ich sagte ihm ferner, daß Deutschland das, was es bis jetzt geworden, aus sich selbst heraus habe schaffen müssen, daß seine Sprache als Originalsprache, welche nicht die Tochter einer erhabenen Mutter sei (wie die italienische von der lateinischen), allerdings noch vieler Vervollkommnung und Verfeinerung bedürfe, aber derselben auch fähig sei, daß Deutschland erst seit einigen Jahrhunderten zu höherem Geistesleben erwacht sei, und also auf der Leiter der Bildung und des Fortschritts noch das Größte vor sich habe, während Italien in der Gegenwart als ein Verfallenes, ein immer mehr Verfallendes in jeder Beziehung dastehe.

Ich schloß: „Italien ist ein Greis, der sich überlebt hat, Deutschland ein zum Manne aufstrebender Jüngling, was seine Kunst und Wissenschaft, den Fortschritt überhaupt betrifft. Ueber ein Werdendes kann aber nicht abgeurtheilt werden, wie über ein längst Abgeschlossenes. Könnten Sie Schillers Fiesco, Carlos und Geisterseher in der Ursprache lesen und verstehen,

Sie würden darauf schwören, er habe seine Phantasie an Italiens und Spaniens Natur und Schönheit getränkt, und er ist nie aus Deutschland herausgekommen. Wo ist nun mehr Talent und Verdienst des Talents, wo ist mehr Phantasie? Wo sie tägliche leibliche Anschauung wiedergiebt, oder wo sie ganz und gar ohne solche, nach dürren gegebenen Bücherschilderungen malt, als hätte sie das Niegesehene gesehen und genossen?

Mein Widersacher ging auf den Klang der deutschen Sprache über, aber ich warf ihm gleich ein, nicht mehr geneigt, auch nur einen Fuß breit zu weichen, daß man den Geist einer Sprache noch nie aus ihrem Klange kennen gelernt habe, und daß es überhaupt besser sei, sich einer Sprache bedienen zu können, die auf eigenen festen Füßen stehe, und noch eine große Zukunft vor sich habe, als eine, die nur immer den Mantel einer großen Vergangenheit um sich schlagen müsse, um die Dürftigkeit der Gegenwart zu verhüllen, einer Zukunft nicht zu gedenken (da die Geschichte kein Beispiel zeige, wo eine gesunkene Nation sich je wieder sammt Sprache, Künsten und Wissenschaften auf den Gipfelpunkt alter Höhe geschwungen habe).

Dieser Streit, noch viel weiter ausgeführt als hier, hatte uns gegenseitig etwas erbittert. Der Blaßblonde kaute mit Unbehagen seine Confettis aus Foligno, welche dort von wunderbarer Güte bereitet werden, und mir schmeckten sie gar nicht mehr, denn ich bedauerte, daß Nationaleifer das gute Einvernehmen gestört hatte.

Es ist etwas Eigenthümliches um diesen Eifer, der sich auf eine unsichere Grenze zwischen zwei Stücken Erde, denen man oft gar keine Verschiedenheit anmerkt, freilich bedeutungsvoller auf Sprache und Sitten gründet! Zwei Menschen können sich schon recht gut sein, da kommt, wenn sie von verschiedenen Nationen sind, der eben erwähnte Eifer, noch gar kein Haß, nein, nur ein Eifer, der selbst bei gegenseitiger Anerkennung der Vorzüge besteht, und reißt sie auseinander. Die Lücke ist aber schwer wieder zu füllen.

Wir hatten gestritten bis Macerata, wo wir des Nachts um 12 Uhr ankamen. Nur selten hatten uns die wild romantischen

herrlichen Gegenden bei der zweiten Uebersteigung des hier gespaltenen apenninischen Gebirgsrückens zu ableitenden Freudenrufen veranlaßt. Unvergleichliche Scenen wunderbar geformter Felsen, die von ferne Ruinen scheinen, herrliche, dunkelgrüne Kastanienwälder, an schroffe Abhänge gelehnt, und brausende Gießbäche, die von Fels zu Fels stürzen, bietet die ungemein jähe Herabfahrt vom Gebirg in's Thal dar. Die Ausläufer des Apennin drängen bis Ancona, also bis dicht an's Meer vor, und reiche, fruchtbare, schönbebaute Thäler wechseln mit dunkelbewaldeten Höhen ab. Der kahle Fels verliert sich immer mehr, und ringsum herrscht augenstärkendes Grün von selten schöner, gesättigter Farbe.

Meine Ueberraschung bei diesem Anblick war am Morgen so groß, daß ich gar nicht glaubte, im Kirchenstaate, sondern in der Campagna felice des Regno zu sein. Da waren die dunkelgrünen Hanffelder, da lachte die Granate dazwischen, da schlangen sich Weinreben von Ulme oder Oelbaum zu Oelbaum, Mandel- und Feigenbäume strotzten von Früchten, und ganze große Berge hinan grenzte Feld an Feld und schimmerte in seinem helleren oder dunkleren, gelblichen oder röthlichen Kleide. Wie große ausgebreitete Tücher lagen die regelmäßigen, üppigen Felder da.

Schon in Macerata regnete es fürchterlich, und meine frühere Reisegesellschaft verließ mich dort bis auf den Proselytenmacher, den Marchese aus Loretto, der es jedoch aufgegeben hatte, mich bekehren zu wollen. Der Abschied war rührend trotz der früheren Nationalstreitigkeiten. Er hob alles Herbe auf und ließ uns nur bei dem Gedanken verweilen, daß es ein Abschied für's Leben war, so schnell gewöhnt man sich auf Reisen aneinander, wenn man kein trockner Engländer ist.

In Rom hatten sie noch keine Nachricht gehabt, daß die Dampfschiffe des Lloyd ihre Fahrt nach dem Orient geändert hatten; in Macerata erfuhr ich das Unglück, und daß ich also würde genöthigt sein, mehre Tage in dem traurigen Ancona zuzubringen, ehe das nächste Lloyddampfschiff vom Orient zurück- und dorthin kommen würde. Ich polterte herzhaft über

diese mangelhaften Einrichtungen, weil ich natürlich meine Abreise von Rom anders eingerichtet haben würde, wenn ich dies dort erfahren hätte.

Ein dunkelblonder Postbeamter mit schönem Bart redete mir freundlich zu, mußte aber über meine komische Verzweiflung und meine Ausbrüche des Zorns über den Kirchenstaat und seine Krähwinkelinstitute häufig lachen. Ich schenkte ihm für seine freundlichen Bemühungen, mich zu trösten, als Andenken eine leere Weinflasche, die ich nicht mehr weiter schleppen mochte, weshalb die ganze Post in großartige Heiterkeit gerieth. In Loretto verlor ich den schönen Marchese, der schon immer viel von seiner ihn erwartenden Mutter geschwärmt hatte.

Ich betrachtete mir ihn zum letzten Male genau. Er hatte ein frisches Gesicht mit feinen, schwarzen Bärten, keinen vom Knoblauchessen gelben Teint, wie die meisten der übrigen Mitfahrenden. Doch ich will nicht behaupten, daß sie durch den Genuß zu vielen Allio's so gefärbt waren. Seine Nase war fein gebogen, stand aber, wie so viele gewisse erbliche Familiennasen von ausgezeichnetem Schnitt, ein wenig schief im Gesicht, was jedoch dem Ganzen einen pikanten Ausdruck angenehmer Unregelmäßigkeit verlieh. Der Mund war klein und von schönen Zähnen geziert, die Augen groß und dunkelblau, die Haare schwarz. Er hatte etwas ungemein Chevalereskes in seinem Wesen, etwas Schelmisches in seinen Augen, war halb cordial, halb herablassend zu den übrigen Mitreisenden, ungemein galant gegen mich Eretica, will sagen „Ketzerin", und erinnerte sich nur jetzt, in Loretto angekommen, wo ihn der Postsecretär kannte und sehr höflich behandelte, seiner Marchesenschaft insoweit, daß er weniger herzlich von mir Abschied nahm, als er sich bisher gezeigt hatte. Es regnete fürchterlich, als ich mit einer in ihre Heimat in der Romagna zurückkehrenden Kammerzofe irgend welcher römischen Gräfin, das vielbeschriebene Heiligthum zu Loretto besuchte. Sie sah mich erstaunt an, weil ich nicht, wie sie, die Ziegelmauern des Hauses der Maria küßte.

Es war drückend voll von fremden Pilgern in dem kleinen Tempel, und dazu marschirten noch immer die singenden und

psalternden Priester und Ministranten, gefolgt von einem ganzen Schwarm recitirendet Frommen, von einem Altar zum andern, und schwangen die Räuchergefäße so kühn nach allen Seiten hin, daß man immer Sprünge machen mußte, um nicht mit ihnen in Berührung zu kommen. Der viele Weihrauch machte mir Kopfschmerz, und ich dankte Gott, als ich wieder in der Kutsche saß, wo mich die Zofe noch immer mit Blicken des Mitleids und des Staunens ansah. Meine letzten Bonbons von Foligno, überzuckerte Pinienkörner, Cacaobohnen und dergl., versöhnten sie wieder einigermaßen mit meiner Kälte gegen die Maria und ihr Ziegelhaus.

Ancona liegt amphitheatralisch zwischen den Bergen St. Giriaco und Guasco, und mein Herz bebte, als ich nun die letzte Höhe vom Apennin und in das letzte Thal am Meeresstrande Italiens, herniederfuhr. Da lag das adriatische Meer, von Wind und Regen gegeißelt, vor mir; ich hatte die ganze Halbinsel quer durchschnitten, denn vor kurzem erst trennte ich mich vom tyrrhenischen Meere da drüben auf der andern Seite. Der Hafen von Ancona ist schön, weit offen, und war belebt durch viele große Schiffe. Ganz nahe lag ein Dampfer, der entsetzlich rauchte. Der Conducteur bezeichnete ihn mir als ein englisches Schiff. — Schiffe, die oben schwarz und unterhalb röthlich angestrichen, seien stets britische. Wahrscheinlich werde dieses Schiff nach Triest fahren, aber ob es Passagiere nehme, sei zweifelhaft. Ich trieb zur Eile an, um dies zu erfahren. Durch enge, gewundene, schmutzige Gassen, denen die Wäsche des Regens recht nothwendig war, drangen wir bis zum Postgebäude vor. Dort nickte mir der blaßblonde Disputirgeist, der, seit er sich auf unserm Schlachtfelde überwunden gesehen hatte, schweigend in's Cabriolet zum Freunde Medea's zurückgekehrt war und dort beim Taubstummen Studien gemacht hatte, wie man sich ohne die vielfach bestrittene laute Methode verständlich machen könne, einen leichten Gruß zu, und nahm eher feindlich als freundlich von mir Abschied. Ich fand in einem, dem Diligencebureau gegenüber gelegenen Gasthofe ein Unterkommen, und mußte mich alsbald auch vom alten behäbigen Con-

ducteur trennen, der in der nächsten Stunde nach Bologna weiterfuhr. Der Regen strömte unaufhörlich hernieder, und ich schlief den ganzen Nachmittag, da ich nun seit ziemlich drei Tagen und zwei Nächten ununterbrochen gerädert worden war.

Gegen Abend versuchte ich einen Spaziergang nach dem Hafen, wo ein heftiger, kalter Wind wehte, weshalb ich nach kurzer Besichtigung des ungemein zierlichen Triumphbogens Trajans, der aus weißem Marmor gebaut ist und am Eingang zum alten Hafen steht, in meine Locanda, die von Orientalen wimmelte, wie auch noch von unterschiedlichem Andern, zurückkehrte.

Der Wirth, der, wie gewöhnlich in Italien, Alles selbst mitkochte und leider auch beleckte, wollte mir durchaus seine gebackenen Seefische aufdringen, die ihren üblen Geruch durch das ganze Haus verbreiteten. Es war ziemlich derselbe Duft ätzender Art, der durch ganz Ancona herrscht, und den man am besten mit dem Geruch des Salmiaks vergleichen kann, da sein Ursprung auch so ziemlich derselbe unsaubere ist. Ich aß von den Fischen also nichts, da ich ohnedies vor diesem Gethier eine angeborne Abneigung habe. Unterdessen hatte sich des Hauses Factotum, ein Lohndiener habgierigster Klasse, der stets beweisen wollte, daß er einige wenige französische Brocken irgendwo aufgelesen habe, nach dem englischen Dampfer erkundigt. Er nahm Passagiere auf, und es galt nur, die Adresse zu erforschen, wo die Billets ausgegeben wurden. Am andern Morgen, wo die Sonne wieder lachte, machte ich mich auf, das Nöthige zu erfahren. Mit meinem Paß, da er nach Oesterreich lautete, wurden hier keine großen Umstände gemacht. Wohlthätig war der Anblick des Handels und regen Verkehrs in der Hafenstadt, der einzigen im Kirchenstaate, welche ihn bietet. Ueberall die offnen, reich decorirten Läden, die Luxusgegenstände zu sehen, die der Austausch nach dem Orient zurückbringt, und die Gruppen von calculirenden Kaufleuten, größtentheils Juden, auf allen Plätzen, in Kaffee's und an Straßenecken, das Hin- und Herschaffen der Waarencolli, das Alles nöthigte mich unwillkürlich zu dem Vergleiche mit Loretto, wo es still, unheimlich still ist.

Berg, der ganz bewaldet ist. Die Oelbäume, die ihn zierten, schimmerten silbern im Glanze des Mondes.

Der Marchese, der ein sehr feiner, schöner und liebenswürdiger Mann war, und, wie die Uebrigen, zu meiner großen Freude, auch ein enthusiastischer Naturfreund, amüsirte sich damit, Lucciole zu fangen, die in großer Menge und größerem Glanze, als bei uns, dort umherflogen. Er fragte mich, wie wir Deutschen diese Thierchen nennen, und als ich antwortete, Johanniskäfer oder Johanniswürmchen, da brach unter allen Italienern, die zugegen waren, ein schlecht verhohlenes Gelächter aus. Alle bemühten sich, die Worte nachzusprechen, aber keinem gelang es. Ein Johanniswürmchen blieb immer, um es buchstäblich wiederzugeben, ein Joanneswörmcken. Nun lachte ich wieder aus Herzenslust, und der Marchese, der sehr lernbegierig war (nur, wie meist alle Italiener, ohne Ausdauer, was sie auch unumwunden bekennen), zog eine französische Grammaire hervor und begann sich von mir verschiedene Worte daraus in's Deutsche übersetzen zu lassen. Er stellte sich auch gar nicht ungeschickt dazu an, weniger ungeschickt als die Andern, und das will viel sagen. Sein Interesse für andere Sprachen schien überhaupt lebhaft zu sein, aber seine Landsleute konnten nicht umhin, ihn wegen seines begonnenen deutschen Studiums ein wenig zu hänseln, was sie jedoch aus Rücksicht für mich, nicht übertrieben.

Die deutsche Lection im Postwagen schloß mit der Versicherung des Marchese, daß sie alle, wenn sie wieder Lucciole sehen würden, jedesmal meiner gedenken wollten, worin die Andern mit ihm verbindlicher Weise übereinstimmten.

Terni berührten wir bei völliger Nachtzeit. Von hier aus erhebt sich die Straße sehr, und die reichlich bespannte schwerfällige Diligence schickt sich an, den 3738 Fuß hohen Apennin zu erklimmen. Der Gebirgspaß Somma ist mit Steineichen bewaldet, in denen sich plötzlich der Wind von laubweicher Lagerstätte erhob und ein Brausen verursachte, das wie das Tosen eines Gießbachs tönte, der eigentlich auch seine Musik mit

der Stimme des Sturmes mischen sollte, jetzt aber vertrocknet war.

Wie versteinerter Schaum lagen die Kalksteine von bedeutendem Umfange, welche rechts von uns sein terrassenförmiges Bett bildeten, in dem der Ungestüm doch niemals Ruhe findet, wild zusammengewürfelt da. Der Wind hatte Regenwolken heraufgeführt und der Mond war fast verschwunden. So gewährte das verlassene Bett des Gießbachs, welches sich weißlich schimmernd am Wege hinzog, im falben Lichte, das der Mond zurückgelassen hatte, obgleich er sich nur für Augenblicke durch Wolken hindurcharbeitete, einen geisterhaften Anblick. Das Rauschen der Steineichen, so ähnlich dem Tosen des Wassers, und das regungslose, schaumartige Steingerölle bildeten lange Zeit meine Unterhaltung in der sonst schweigenden Nacht. Die Herren gingen ein gut Stück zu Fuße, um den Pferden eine Erleichterung zu verschaffen, als es aber, je höher wir kamen, immer kälter, ja endlich ernstlich kalt wurde, da hörte ihre Barmherzigkeit für die Thiere auf und die Sorge für das eigene Wohl und Wehe überkam sie in dem Grade, daß sie sich mitten im Fahren in die Carrosse stürzten, wo sie noch lange ein Schauer- und Klapperquintett aufführten. Hier sollen übrigens noch bisweilen Raubanfälle vorkommen, und ich fand das Terrain sehr dazu geeignet. Ueberall umgaben natürliche Schlupfwinkel die Straße, an ein schnelleres Vorwärtskommen ist bei der Steilheit des Pfades nicht zu denken, und wenn ich mir die fünf vor Frost zitternden Italiener betrachtete, fand ich mich auch nicht sonderlich geneigt, auf ihren Muth zu bauen.

Was hätte ich darum gegeben, den Tempel des Clitumnus, welchen Byron so göttlich besingt, zu sehen und drei Finger meiner Rechten in die Welle zu tauchen, wo die Wasserlilie sich schlingt und eine sanftere Woge ihr murmelnd Märchen singt — um mich durch diesen Eidschwur in dem Lande, welches sein Gluthgeist in Child Harold verherrlichte, verehrend und dankbar mit ihm zu verbinden, gleich dem Dogen, der sich der mächtigen Adria, dem ruhmvollen Meere bildlich vermählte, allein dieses Glück ward mir nicht vergönnt. Nacht und Traum umhüllten

Berg, der ganz bewaldet ist. Die Oelbäume, die ihn zierten, schimmerten silbern im Glanze des Mondes.

Der Marchese, der ein sehr feiner, schöner und liebenswürdiger Mann war, und, wie die Uebrigen, zu meiner großen Freude, auch ein enthusiastischer Naturfreund, amüsirte sich damit, Lucciole zu fangen, die in großer Menge und größerem Glanze, als bei uns, dort umherflogen. Er fragte mich, wie wir Deutschen diese Thierchen nennen, und als ich antwortete, Johanniskäfer oder Johanniswürmchen, da brach unter allen Italienern, die zugegen waren, ein schlecht verhohlenes Gelächter aus. Alle bemühten sich, die Worte nachzusprechen, aber keinem gelang es. Ein Johanniswürmchen blieb immer, um es buchstäblich wiederzugeben, ein Joanneswörmcken. Nun lachte ich wieder aus Herzenslust, und der Marchese, der sehr lernbegierig war (nur, wie meist alle Italiener, ohne Ausdauer, was sie auch unumwunden bekennen), zog eine französische Grammaire hervor und begann sich von mir verschiedene Worte daraus in's Deutsche übersetzen zu lassen. Er stellte sich auch gar nicht ungeschickt dazu an, weniger ungeschickt als die Andern, und das will viel sagen. Sein Interesse für andere Sprachen schien überhaupt lebhaft zu sein, aber seine Landsleute konnten nicht umhin, ihn wegen seines begonnenen deutschen Studiums ein wenig zu hänseln, was sie jedoch aus Rücksicht für mich, nicht übertrieben.

Die deutsche Lection im Postwagen schloß mit der Versicherung des Marchese, daß sie alle, wenn sie wieder Lucciole sehen würden, jedesmal meiner gedenken wollten, worin die Andern mit ihm verbindlicher Weise übereinstimmten.

Terni berührten wir bei völliger Nachtzeit. Von hier aus erhebt sich die Straße sehr, und die reichlich bespannte schwerfällige Diligence schickt sich an, den 3738 Fuß hohen Apennin zu erklimmen. Der Gebirgspaß Somma ist mit Steineichen bewaldet, in denen sich plötzlich der Wind von laubweicher Lagerstätte erhob und ein Brausen verursachte, das wie das Tosen eines Gießbachs tönte, der eigentlich auch seine Musik mit

der Stimme des Sturmes mischen sollte, jetzt aber vertrocknet war.

Wie versteinerter Schaum lagen die Kalksteine von bedeutendem Umfange, welche rechts von uns sein terrassenförmiges Bett bildeten, in dem der Ungestüm doch niemals Ruhe findet, wild zusammengewürfelt da. Der Wind hatte Regenwolken heraufgeführt und der Mond war fast verschwunden. So gewährte das verlassene Bett des Gießbachs, welches sich weißlich schimmernd am Wege hinzog, im falben Lichte, das der Mond zurückgelassen hatte, obgleich er sich nur für Augenblicke durch Wolken hindurcharbeitete, einen geisterhaften Anblick. Das Rauschen der Steineichen, so ähnlich dem Tosen des Wassers, und das regungslose, schaumartige Steingerölle bildeten lange Zeit meine Unterhaltung in der sonst schweigenden Nacht. Die Herren gingen ein gut Stück zu Fuße, um den Pferden eine Erleichterung zu verschaffen, als es aber, je höher wir kamen, immer kälter, ja endlich ernstlich kalt wurde, da hörte ihre Barmherzigkeit für die Thiere auf und die Sorge für das eigene Wohl und Wehe überkam sie in dem Grade, daß sie sich mitten im Fahren in die Carrosse stürzten, wo sie noch lange ein Schauer- und Klapperquintett aufführten. Hier sollen übrigens noch bisweilen Raubanfälle vorkommen, und ich fand das Terrain sehr dazu geeignet. Ueberall umgaben natürliche Schlupfwinkel die Straße, an ein schnelleres Vorwärtskommen ist bei der Steilheit des Pfades nicht zu denken, und wenn ich mir die fünf vor Frost zitternden Italiener betrachtete, fand ich mich auch nicht sonderlich geneigt, auf ihren Muth zu bauen.

Was hätte ich darum gegeben, den Tempel des Clitumnus, welchen Byron so göttlich besingt, zu sehen und drei Finger meiner Rechten in die Welle zu tauchen, wo die Wasserlilie sich schlingt und eine sanftere Woge ihr murmelnd Märchen singt — um mich durch diesen Eidschwur in dem Lande, welches sein Gluthgeist in Child Harold verherrlichte, verehrend und dankbar mit ihm zu verbinden, gleich dem Dogen, der sich der mächtigen Adria, dem ruhmvollen Meere bildlich vermählte, allein dieses Glück ward mir nicht vergönnt. Nacht und Traum umhüllten

Berg, der ganz bewaldet ist. Die Oelbäume, die ihn zierten, schimmerten silbern im Glanze des Mondes.

Der Marchese, der ein sehr feiner, schöner und liebenswürdiger Mann war, und, wie die Uebrigen, zu meiner großen Freude, auch ein enthusiastischer Naturfreund, amüsirte sich damit, Lucciole zu fangen, die in großer Menge und größerem Glanze, als bei uns, dort umherflogen. Er fragte mich, wie wir Deutschen diese Thierchen nennen, und als ich antwortete, Johanniskäfer oder Johanniswürmchen, da brach unter allen Italienern, die zugegen waren, ein schlecht verhohlenes Gelächter aus. Alle bemühten sich, die Worte nachzusprechen, aber keinem gelang es. Ein Johanniswürmchen blieb immer, um es buchstäblich wiederzugeben, ein Joanneswörmcken. Nun lachte ich wieder aus Herzenslust, und der Marchese, der sehr lernbegierig war (nur, wie meist alle Italiener, ohne Ausdauer, was sie auch unumwunden bekennen), zog eine französische Grammaire hervor und begann sich von mir verschiedene Worte daraus in's Deutsche übersetzen zu lassen. Er stellte sich auch gar nicht ungeschickt dazu an, weniger ungeschickt als die Andern, und das will viel sagen. Sein Interesse für andere Sprachen schien überhaupt lebhaft zu sein, aber seine Landsleute konnten nicht umhin, ihn wegen seines begonnenen deutschen Studiums ein wenig zu hänseln, was sie jedoch aus Rücksicht für mich, nicht übertrieben.

Die deutsche Lection im Postwagen schloß mit der Versicherung des Marchese, daß sie alle, wenn sie wieder Lucciole sehen würden, jedesmal meiner gedenken wollten, worin die Andern mit ihm verbindlicher Weise übereinstimmten.

Terni berührten wir bei völliger Nachtzeit. Von hier aus erhebt sich die Straße sehr, und die reichlich bespannte schwerfällige Diligence schickt sich an, den 3738 Fuß hohen Apennin zu erklimmen. Der Gebirgspaß Somma ist mit Steineichen bewaldet, in denen sich plötzlich der Wind von laubweicher Lagerstätte erhob und ein Brausen verursachte, das wie das Tosen eines Gießbachs tönte, der eigentlich auch seine Musik mit

der Stimme des Sturmes mischen sollte, jetzt aber vertrocknet war.

Wie versteinerter Schaum lagen die Kalksteine von bedeutendem Umfange, welche rechts von uns sein terrassenförmiges Bett bildeten, in dem der Ungestüm doch niemals Ruhe findet, wild zusammengewürfelt da. Der Wind hatte Regenwolken heraufgeführt und der Mond war fast verschwunden. So gewährte das verlassene Bett des Gießbachs, welches sich weißlich schimmernd am Wege hinzog, im falben Lichte, das der Mond zurückgelassen hatte, obgleich er sich nur für Augenblicke durch Wolken hindurcharbeitete, einen geisterhaften Anblick. Das Rauschen der Steineichen, so ähnlich dem Tosen des Wassers, und das regungslose, schaumartige Steingerölle bildeten lange Zeit meine Unterhaltung in der sonst schweigenden Nacht. Die Herren gingen ein gut Stück zu Fuße, um den Pferden eine Erleichterung zu verschaffen, als es aber, je höher wir kamen, immer kälter, ja endlich ernstlich kalt wurde, da hörte ihre Barmherzigkeit für die Thiere auf und die Sorge für das eigene Wohl und Wehe überkam sie in dem Grade, daß sie sich mitten im Fahren in die Carrosse stürzten, wo sie noch lange ein Schauer- und Klapperquintett aufführten. Hier sollen übrigens noch bisweilen Raubanfälle vorkommen, und ich fand das Terrain sehr dazu geeignet. Ueberall umgaben natürliche Schlupfwinkel die Straße, an ein schnelleres Vorwärtskommen ist bei der Steilheit des Pfades nicht zu denken, und wenn ich mir die fünf vor Frost zitternden Italiener betrachtete, fand ich mich auch nicht sonderlich geneigt, auf ihren Muth zu bauen.

Was hätte ich darum gegeben, den Tempel des Clitumnus, welchen Byron so göttlich besingt, zu sehen und drei Finger meiner Rechten in die Welle zu tauchen, wo die Wasserlilie sich schlingt und eine sanftere Woge ihr murmelnd Märchen singt — um mich durch diesen Eidschwur in dem Lande, welches sein Gluthgeist in Child Harold verherrlichte, verehrend und dankbar mit ihm zu verbinden, gleich dem Dogen, der sich der mächtigen Adria, dem ruhmvollen Meere bildlich vermählte, allein dieses Glück ward mir nicht vergönnt. Nacht und Traum umhüllten

mich, als wir jene Gegenden durchzogen, und ich weiß nicht, ob der gesegnete Genius dieser Stelle mich im Traume leise gemahnt hat: Du bist in meiner Nähe.

Ehe wir an die berühmte Stelle kamen, die sich bei Le Vene, einem kleinen Oertchen, befindet, betrachteten wir im Scheine des wiederaufgegangenen Mondes den von den Longobarden angelegten majestätischen Acquäduct, der zugleich als Brücke von einem Berge zum andern dient. Seine aus dem weißlichen Kalkstein des Apennin geschaffenen Riesenglieder schimmerten im Mondesglanze, der alles Hohe und Erhabene noch höher und erhabener erscheinen läßt, und daneben erhob sich stolz die trotzige Burg der spoletanischen Herzöge des Mittelalters.

Rasch, wie die Erscheinungen in einer Zauberlaterne, flogen diese Bilder an uns vorüber, und als ich mich wieder von Schlaf und Traum berührt fühlte, war es mir, als hätte ich eine Schilderung im Ariost gelesen, und als sollte die hohe Schönheit Alcina's von Schloß und Brücke herniederwinken; denn solche Gegenden und solche Bauten müssen dem Sänger des Orlando furioso vorgeschwebt haben.

An dem malerisch gelegenen Trevi vorüber, kommt man nach Foligno. In den letzten Städtchen und kleinen Orten waren noch die Ehrenpforten zu sehen, die man für den Papst errichtet hatte, und uns wär es vergönnt, nachträglich darunter hinwegzufahren. Man schien viel an diesen Putz gewendet zu haben, denn die Marca kann es noch am ersten, da sie die reichste Provinz des Kirchenstaates ist.

Leider kam von diesem Thema eine Unterhaltung über Papst und Religion her, und ich war in dem Augenblicke nicht stark genug, den Vertrag zu ehren, und opponirte heftig. Die fünf jungen Italiener waren sämmtlich schmerzlich betroffen, unter Anderm zu hören, daß ich an keinen Teufel in Person glaubte, an keinen bösen Engel mit großen Flügeln, der schadenstiftend durch die Welt saust.

Bald hatte ich abermals die Gelegenheit, zu bemerken, wie schon oft in Italien, daß die Italiener das Regiment und die Macht der Preti hassen und verabscheuen, aber ihre santissima

religione, ohne welches Beiwort sie letztere gar nicht nennen (was allen Protestanten zum Muster aufgestellt werden könnte, die sich wieder großentheils durch eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen ihren Glauben auszeichnen), hoch in Ehren halten, selbst wenn sie nicht zu den Frömmsten gehören und die Kirchen selten oder gar nicht besuchen. Sie hassen die Vertreter, die sich der Heiligkeit der Lehre, die sie predigen, nicht würdig zeigen und ihre Macht mißbrauchen, aber sie beugen sich in Demuth vor der Erhabenheit des Glaubens und seines heiligen Stifters. Wenige aber sind in ihrer Erkenntniß so weit vorgeschritten, um zu begreifen, daß ihr Glaube, so wie er jetzt ist, nicht ohne die Priester bestehen kann. Im Ganzen hatte mich jenes Gespräch sehr interessirt, denn es hatte mir gezeigt, daß gebildete Italiener auf dem Gebiete ihres Dogma's durchaus nicht fest stehen und sehr leicht zu erschüttern sind. Das bedeutet etwas für die Zukunft.

Heftiger dagegen stritten sie für ihr Vaterland, als wir auf die Künste zu sprechen kamen und auf den Talentreichthum der verschiedenen Nationen. Der Blaßblonde und Blaßgelbe kam deswegen expreß aus dem Cabriolet herein in die Kutsche, wahrscheinlich weil er sich in dieser Branche sehr fest im Sattel fühlte oder dünkte.

Er setzte sich neben mich hin und sagte mir in's Gesicht, daß, was die bildenden Künste und die Poesie beträfe, wir Deutschen die Segel unbedingt vor den Italienern streichen müßten. Ueberhaupt sei der Italiener von der Natur viel reicher ausgestattet als der Deutsche; er ließe es gelten, daß wir mehr Fleiß hätten, mehr hartnäckiges, ausdauerndes Studium auf eine Wissenschaft zu verwenden im Stande wären, deshalb möchten wir auch gelehrter zu nennen sein, allein was natürliche Anlage beträfe, stünden wir den Südländern, so einst als jetzt, unbedingt nach. Und warum kämen denn die Deutschen immer nach Italien? Weil sie erst dort sich Stoff für ihre arme Phantasie holen müßten, den ihnen ihr eben so armes Land versagte. Es wäre also natürlich, daß die im reichern Lande Gebornen, von

reichern Anschauungen Gesättigten auch mehr Phantasie, mehr schöpferische Kraft haben müßten.

Ich fragte nur: ob er in Deutschland gewesen und ob er deutsch verstehe? Er mußte verneinen. Deutsche Dichter kenne er jedoch aus französischen Uebersetzungen.

Ich lachte laut auf und sagte: „So können Sie auch über deutsche Poesie nicht richten. Wollen Sie aber nach französischen Uebersetzungen über die deutsche Sprache und Dichtung das Urtheil sprechen, so ist das gerade derselbe Fall, wie wenn Sie sich über die Wirkungslosigkeit eines Extracts beklagen, zu welchem Wasser hinzugekommen ist. Das Wasser ist die Uebersetzung, der Trank ist Ihnen nicht rein und unvermischt gereicht worden, Sie können also keine Wirkung, oder nicht die gehoffte verspüren.“ Dann machte ich ihn auf das große Talent der Ristori aufmerksam, deren Urtheil über deutsche Poesie wohl ein günstigeres sein müsse, und eines, das ihrer hohen Künstlernatur nach auch am schwersten in die Wagschale falle, und welche Schillers „Maria Stuart“ für sich habe übersetzen lassen, und selbige Rolle zu einer ihrer Hauptpartien gemacht. Ich sagte ihm ferner, daß Deutschland das, was es bis jetzt geworden, aus sich selbst heraus habe schaffen müssen, daß seine Sprache als Originalsprache, welche nicht die Tochter einer erhabenen Mutter sei (wie die italienische von der lateinischen), allerdings noch vieler Vervollkommnung und Verfeinerung bedürfe, aber derselben auch fähig sei, daß Deutschland erst seit einigen Jahrhunderten zu höherem Geistesleben erwacht sei, und also auf der Leiter der Bildung und des Fortschritts noch das Größte vor sich habe, während Italien in der Gegenwart als ein Verfallenes, ein immer mehr Verfallendes in jeder Beziehung dastehe.

Ich schloß: „Italien ist ein Greis, der sich überlebt hat, Deutschland ein zum Manne aufstrebender Jüngling, was seine Kunst und Wissenschaft, den Fortschritt überhaupt betrifft. Ueber ein Werdendes kann aber nicht abgeurtheilt werden, wie über ein längst Abgeschlossenes. Könnten Sie Schillers Fiesco, Carlos und Geisterseher in der Ursprache lesen und verstehen,

Sie würden darauf schwören, er habe seine Phantasie an Italiens und Spaniens Natur und Schönheit getränkt, und er ist nie aus Deutschland herausgekommen. Wo ist nun mehr Talent und Verdienst des Talents, wo ist mehr Phantasie? Wo sie tägliche leibliche Anschauung wiedergiebt, oder wo sie ganz und gar ohne solche, nach dürren gegebenen Bücherschilderungen malt, als hätte sie das Niegesehene gesehen und genossen?

Mein Widersacher ging auf den Klang der deutschen Sprache über, aber ich warf ihm gleich ein, nicht mehr geneigt, auch nur einen Fuß breit zu weichen, daß man den Geist einer Sprache noch nie aus ihrem Klange kennen gelernt habe, und daß es überhaupt besser sei, sich einer Sprache bedienen zu können, die auf eigenen festen Füßen stehe, und noch eine große Zukunft vor sich habe, als eine, die nur immer den Mantel einer großen Vergangenheit um sich schlagen müsse, um die Dürftigkeit der Gegenwart zu verhüllen, einer Zukunft nicht zu gedenken (da die Geschichte kein Beispiel zeige, wo eine gesunkene Nation sich je wieder sammt Sprache, Künsten und Wissenschaften auf den Gipfelpunkt alter Höhe geschwungen habe).

Dieser Streit, noch viel weiter ausgeführt als hier, hatte uns gegenseitig etwas erbittert. Der Blaßblonde kaute mit Unbehagen seine Confettis aus Foligno, welche dort von wunderbarer Güte bereitet werden, und mir schmeckten sie gar nicht mehr, denn ich bedauerte, daß Nationaleifer das gute Einvernehmen gestört hatte.

Es ist etwas Eigenthümliches um diesen Eifer, der sich auf eine unsichere Grenze zwischen zwei Stücken Erde, denen man oft gar keine Verschiedenheit anmerkt, freilich bedeutungsvoller auf Sprache und Sitten gründet! Zwei Menschen können sich schon recht gut sein, da kommt, wenn sie von verschiedenen Nationen sind, der eben erwähnte Eifer, noch gar kein Haß, nein, nur ein Eifer, der selbst bei gegenseitiger Anerkennung der Vorzüge besteht, und reißt sie auseinander. Die Lücke ist aber schwer wieder zu füllen.

Wir hatten gestritten bis Macerata, wo wir des Nachts um 12 Uhr ankamen. Nur selten hatten uns die wild romantischen

herrlichen Gegenden bei der zweiten Uebersteigung des hier gespaltenen apenninischen Gebirgsrückens zu ableitenden Freudenrufen veranlaßt. Unvergleichliche Scenen wunderbar geformter Felsen, die von ferne Ruinen scheinen, herrliche, dunkelgrüne Kastanienwälder, an schroffe Abhänge gelehnt, und brausende Gießbäche, die von Fels zu Fels stürzen, bietet die ungemein jähe Herabfahrt vom Gebirg in's Thal dar. Die Ausläufer des Apennin drängen bis Ancona, also bis dicht an's Meer vor, und reiche, fruchtbare, schönbebaute Thäler wechseln mit dunkelbewaldeten Höhen ab. Der kahle Fels verliert sich immer mehr, und ringsum herrscht augenstärkendes Grün von selten schöner, gesättigter Farbe.

Meine Ueberraschung bei diesem Anblick war am Morgen so groß, daß ich gar nicht glaubte, im Kirchenstaate, sondern in der Campagna felice des Regno zu sein. Da wären die dunkelgrünen Hanffelder, da lachte die Granate dazwischen, da schlangen sich Weinreben von Ulme oder Oelbaum zu Oelbaum, Mandel- und Feigenbäume strotzten von Früchten, und ganze große Berge hinan grenzte Feld an Feld und schimmerte in seinem helleren oder dunkleren, gelblichen oder röthlichen Kleide. Wie große ausgebreitete Tücher lagen die regelmäßigen, üppigen Felder da.

Schon in Macerata regnete es fürchterlich, und meine frühere Reisegesellschaft verließ mich dort bis auf den Proselytenmacher, den Marchese aus Loretto, der es jedoch aufgegeben hatte, mich bekehren zu wollen. Der Abschied war rührend trotz der früheren Nationalstreitigkeiten. Er hob alles Herbe auf und ließ uns nur bei dem Gedanken verweilen, daß es ein Abschied für's Leben war, so schnell gewöhnt man sich auf Reisen aneinander, wenn man kein trockner Engländer ist.

In Rom hatten sie noch keine Nachricht gehabt, daß die Dampfschiffe des Lloyd ihre Fahrt nach dem Orient geändert hatten; in Macerata erfuhr ich das Unglück, und daß ich also würde genöthigt sein, mehre Tage in dem traurigen Ancona zuzubringen, ehe das nächste Lloyddampfschiff vom Orient urück- und dorthin kommen würde. Ich polterte herzhaft über

diese mangelhaften Einrichtungen, weil ich natürlich meine Abreise von Rom anders eingerichtet haben würde, wenn ich dies dort erfahren hätte.

Ein dunkelblonder Postbeamter mit schönem Bart redete mir freundlich zu, mußte aber über meine komische Verzweiflung und meine Ausbrüche des Zorns über den Kirchenstaat und seine Krähwinkelinstitute häufig lachen. Ich schenkte ihm für seine freundlichen Bemühungen, mich zu trösten, als Andenken eine leere Weinflasche, die ich nicht mehr weiter schleppen mochte, weshalb die ganze Post in großartige Heiterkeit gerieth. In Loretto verlor ich den schönen Marchese, der schon immer viel von seiner ihn erwartenden Mutter geschwärmt hatte.

Ich betrachtete mir ihn zum letzten Male genau. Er hatte ein frisches Gesicht mit feinen, schwarzen Bärten, keinen vom Knoblauchessen gelben Teint, wie die meisten der übrigen Mitfahrenden. Doch ich will nicht behaupten, daß sie durch den Genuß zu vielen Allio's so gefärbt waren. Seine Nase war fein gebogen, stand aber, wie so viele gewisse erbliche Familiennasen von ausgezeichnetem Schnitt, ein wenig schief im Gesicht, was jedoch dem Ganzen einen pikanten Ausdruck angenehmer Unregelmäßigkeit verlieh. Der Mund war klein und von schönen Zähnen geziert, die Augen groß und dunkelblau, die Haare schwarz. Er hatte etwas ungemein Chevalereskes in seinem Wesen, etwas Schelmisches in seinen Augen, war halb cordial, halb herablassend zu den übrigen Mitreisenden, ungemein galant gegen mich Eretica, will sagen „Ketzerin", und erinnerte sich nur jetzt, in Loretto angekommen, wo ihn der Postsecretär kannte und sehr höflich behandelte, seiner Marchesenschaft insoweit, daß er weniger herzlich von mir Abschied nahm, als er sich bisher gezeigt hatte. Es regnete fürchterlich, als ich mit einer in ihre Heimat in der Romagna zurückkehrenden Kammerzofe irgend welcher römischen Gräfin, das vielbeschriebene Heiligthum zu Loretto besuchte. Sie sah mich erstaunt an, weil ich nicht, wie sie, die Ziegelmauern des Hauses der Maria küßte.

Es war drückend voll von fremden Pilgern in dem kleinen Tempel, und dazu marschirten noch immer die singenden und

psalternden Priester und Ministranten, gefolgt von einem ganzen Schwarm recitirender Frommen, von einem Altar zum andern, und schwangen die Räuchergefäße so kühn nach allen Seiten hin, daß man immer Sprünge machen mußte, um nicht mit ihnen in Berührung zu kommen. Der viele Weihrauch machte mir Kopfschmerz, und ich dankte Gott, als ich wieder in der Kutsche saß, wo mich die Zofe noch immer mit Blicken des Mitleids und des Staunens ansah. Meine letzten Bonbons von Foligno, überzuckerte Pinienkörner, Cacaobohnen und dergl., versöhnten sie wieder einigermaßen mit meiner Kälte gegen die Maria und ihr Ziegelhaus.

Ancona liegt amphitheatralisch zwischen den Bergen St. Giriaco und Guasco, und mein Herz bebte, als ich nun die letzte Höhe vom Apennin und in das letzte Thal am Meeresstrande Italiens, herniederfuhr. Da lag das adriatische Meer, von Wind und Regen gegeißelt, vor mir; ich hatte die ganze Halbinsel quer durchschnitten, denn vor kurzem erst trennte ich mich vom tyrrhenischen Meere da drüben auf der andern Seite. Der Hafen von Ancona ist schön, weit offen, und war belebt durch viele große Schiffe. Ganz nahe lag ein Dampfer, der entsetzlich rauchte. Der Conducteur bezeichnete ihn mir als ein englisches Schiff. — Schiffe, die oben schwarz und unterhalb röthlich angestrichen, seien stets britische. Wahrscheinlich werde dieses Schiff nach Triest fahren, aber ob es Passagiere nehme, sei zweifelhaft. Ich trieb zur Eile an, um dies zu erfahren. Durch enge, gewundene, schmutzige Gassen, denen die Wäsche des Regens recht nothwendig war, drangen wir bis zum Postgebäude vor. Dort nickte mir der blaßblonde Disputirgeist, der, seit er sich auf unserm Schlachtfelde überwunden gesehen hatte, schweigend in's Cabriolet zum Freunde Medea's zurückgekehrt war und dort beim Taubstummen Studien gemacht hatte, wie man sich ohne die vielfach bestrittene laute Methode verständlich machen könne, einen leichten Gruß zu, und nahm eher feindlich als freundlich von mir Abschied. Ich fand in einem, dem Diligencebureau gegenüber gelegenen Gasthofe ein Unterkommen, und mußte mich alsbald auch vom alten behäbigen Con-

ducteur trennen, der in der nächsten Stunde nach Bologna weiterfuhr. Der Regen strömte unaufhörlich hernieder, und ich schlief den ganzen Nachmittag, da ich nun seit ziemlich drei Tagen und zwei Nächten ununterbrochen gerädert worden war.

Gegen Abend versuchte ich einen Spaziergang nach dem Hafen, wo ein heftiger, kalter Wind wehte, weshalb ich nach kurzer Besichtigung des ungemein zierlichen Triumphbogens Trajans, der aus weißem Marmor gebaut ist und am Eingang zum alten Hafen steht, in meine Locanda, die von Orientalen wimmelte, wie auch noch von unterschiedlichem Andern, zurückkehrte.

Der Wirth, der, wie gewöhnlich in Italien, Alles selbst mitkochte und leider auch beleckte, wollte mir durchaus seine gebackenen Seefische aufdringen, die ihren üblen Geruch durch das ganze Haus verbreiteten. Es war ziemlich derselbe Duft ätzender Art, der durch ganz Ancona herrscht, und den man am besten mit dem Geruch des Salmiaks vergleichen kann, da sein Ursprung auch so ziemlich derselbe unsaubere ist. Ich aß von den Fischen also nichts, da ich ohnedies vor diesem Gethier eine angeborne Abneigung habe. Unterdessen hatte sich des Hauses Factotum, ein Lohndiener habgierigster Klasse, der stets beweisen wollte, daß er einige wenige französische Brocken irgendwo aufgelesen habe, nach dem englischen Dampfer erkundigt. Er nahm Passagiere auf, und es galt nur, die Adresse zu erforschen, wo die Billets ausgegeben wurden. Am andern Morgen, wo die Sonne wieder lachte, machte ich mich auf, das Nöthige zu erfahren. Mit meinem Paß, da er nach Oesterreich lautete, wurden hier keine großen Umstände gemacht. Wohlthätig war der Anblick des Handels und regen Verkehrs in der Hafenstadt, der einzigen im Kirchenstaate, welche ihn bietet. Ueberall die offnen, reich decorirten Läden, die Luxusgegenstände zu sehen, die der Austausch nach dem Orient zurückbringt, und die Gruppen von calculirenden Kaufleuten, größtentheils Juden, auf allen Plätzen, in Kaffee's und an Straßenecken, das Hin- und Herschaffen der Waarencolli, das Alles nöthigte mich unwillkürlich zu dem Vergleiche mit Loretto, wo es still, unheimlich still ist.

wo man nur geweihte Kerzen, Heiligenbilder und Rosenkränze in den Läden und auf Schautischen sieht, und Gebete murmeln und Sang wallfahrender Pilger hört.

Nachmittags ließ ich mich beim schönsten Sonnenscheine mit meinem Koffer nach dem auf der Rhede liegenden Engländer gondeln. Ich hatte wieder ein deutsches sentimentales Gefühl, als ich abstieß vom Ufer, und so die schöne Halbinsel vielleicht auf Nimmerwiedersehen verließ. Vom Schiffe aus gesehen nahm sich Ancona mit seiner Citadelle, seinen theils mit anmuthigen Häusern besetzten, theils in frischem Grün prangenden Hügeln noch weit stolzer und stattlicher aus, als es mir bisher erschienen war, und immer wieder weilte der Blick auf dem schönen, lebendigen, ächt südlichen Bilde.

Das Schiff des Capitains Burns, also eines Irländers, wie der Name lehrt, kam von Corfu und den andern englischen Inseln, wo es Waaren aufgenommen und erst abgesetzt hatte, und nun noch in Ancona eine Tracht Ziegen- und Lammfelle abholte, welche in England zugerichtet werden und dann wieder nach Italien zurückkehren, um verarbeitet zu werden, nämlich größtentheils zu Handschuhen. Wenn man also einen neapolitanischen Handschuh anzieht, die bekanntlich berühmt sind, muß man annehmen, daß das Leder dazu schon eine weite Reise gemacht hat, denn die Italiener verstehen es nicht, dasselbe so herzurichten, wie die Engländer, und die italienischen Handwerker machen als Gesellen keine großen Wanderungen, oder nur höchst selten, so daß sie vom Auslande nichts lernen können. Folglich beziehen sie das bearbeitete Leder, das in ihrem Vaterlande auf dem Rücken der herrlichen Ziegen und Schafe gewachsen ist, wieder von England.

Es wurde sehr spät, bevor wir die Anker lichten konnten, denn die Lieferungen waren später, als sie sollten, eingetroffen, und das ganze Schiffsvolk und auch gedungene Italiener arbeiteten fast bis Abends zehn Uhr, um die ungeheuren Waarenballen aus den kleinen italienischen Schiffen, welche den Engländer umgaben, in die Schiffsräume des letzteren zu stopfen. [Di]e Kraniche flogen hin und her, und mir machte es großes

Vergnügen, die Verschiedenheit des Benehmens bei der Arbeit in den verschiedensten Nationen, wie Italiener und Engländer sind, zu beobachten. Schon beim Einsteigen in das Schiff war mir der Anblick der sorgfältig und reinlich gekleideten englischen Matrosen, die, wenn auch ohne viel Redens und ohne alles Gesticuliren, meine Effecten heraufschaffen halfen, auffallend gewesen. Ich war neuerdings sehr an die italienische Lebhaftigkeit, Gewandtheit, aber auch Liederlichkeit im Arbeiten gewöhnt worden, wogegen nun die Sicherheit, Ruhe, fast Würde und Schweigsamkeit der Engländer bei ihrem Thun, mich zugleich deutsch anheimelnd, gewaltig abstach. Dasselbe bemerkte ich an ihrer Thätigkeit beim Kranich. Die Engländer arbeiteten still und in einem gewissen Tacte, die Italiener laut und ohne Tact, wenn sie sich nicht gerade der englischen Ordnung fügen mußten.

Capitän Burns hatte gerechnet, um 8 Uhr abzufahren, aber wir sahen noch über den köstlichen Gefilden und Bergen, welche Ancona umgeben, den Vollmond aufgehen. Ach das war ein unvergleichlicher Anblick! Citadelle und Thürme der Stadt traten schwarz zurück mit ihren Silhouetten gegen den verklärten Nachthimmel, und auf dem Meere bildete sich eine goldglänzende, zitternde Milchstraße.

Geschlafen wurde nicht viel, die Nacht war so mild, so südlich, der Mondschein so feenhaft, und in den Regionen des Wassers herrschte tiefe Ruhe. Nur unser Schraubendampfer regte die friedlich gesinnten Ungeheuer, die Wogen, an diesem Abende auf, und das Rad hinten an der Schraube durchfurchte sie allein so heftig, daß sie hinter ihm her einen weißschäumenden, im Goldglanze des Mondes schimmernden Schweif bilden mußten. So zogen wir kometenartig dahin. Die Erschütterung durch die Schraube war sehr gering, und obgleich ich mich im Anfang nicht ganz frei fühlte von Schwindel, als unser Leviathan sich in Bewegung setzte, so verlor sich das unheimliche Gefühl nach kurzer Gewöhnung ganz und ich promenirte vergnügt auf dem Deck hin und her, wo ich endlich auch meinen Schildkröten einen Spaziergang in freier Luft gestatten konnte.

Die Reisegesellschaft war an Zahl nur gering, denn das

mich, als wir jene Gegenden durchzogen, und ich weiß nicht, ob der gesegnete Genius dieser Stelle mich im Traume leise gemahnt hat: Du bist in meiner Nähe.

Ehe wir an die berühmte Stelle kamen, die sich bei Le Vene, einem kleinen Oertchen, befindet, betrachteten wir im Scheine des wiederaufgegangenen Mondes den von den Longobarden angelegten majestätischen Acquäduct, der zugleich als Brücke von einem Berge zum andern dient. Seine aus dem weißlichen Kalkstein des Apennin geschaffenen Riesenglieder schimmerten im Mondesglanze, der alles Hohe und Erhabene noch höher und erhabener erscheinen läßt, und daneben erhob sich stolz die trotzige Burg der spoletanischen Herzöge des Mittelalters.

Rasch, wie die Erscheinungen in einer Zauberlaterne, flogen diese Bilder an uns vorüber, und als ich mich wieder von Schlaf und Traum berührt fühlte, war es mir, als hätte ich eine Schilderung im Ariost gelesen, und als sollte die hohe Schönheit Alcina's von Schloß und Brücke herniederwinken; denn solche Gegenden und solche Bauten müssen dem Sänger des Orlando furioso vorgeschwebt haben.

An dem malerisch gelegenen Trevi vorüber, kommt man nach Foligno. In den letzten Städtchen und kleinen Orten waren noch die Ehrenpforten zu sehen, die man für den Papst errichtet hatte, und uns war es vergönnt, nachträglich darunter hinwegzufahren. Man schien viel an diesen Putz gewendet zu haben, denn die Marca kann es noch am ersten, da sie die reichste Provinz des Kirchenstaates ist.

Leider kam von diesem Thema eine Unterhaltung über Papst und Religion her, und ich war in dem Augenblicke nicht stark genug, den Vertrag zu ehren, und opponirte heftig. Die fünf jungen Italiener waren sämmtlich schmerzlich betroffen, unter Anderm zu hören, daß ich an keinen Teufel in Person glaubte, an keinen bösen Engel mit großen Flügeln, der schadenstiftend durch die Welt saust.

Bald hatte ich abermals die Gelegenheit, zu bemerken, wie schon oft in Italien, daß die Italiener das Regiment und die Macht der Preti hassen und verabscheuen, aber ihre santissima

religione, ohne welches Beiwort sie letztere gar nicht nennen (was allen Protestanten zum Muster aufgestellt werden könnte, die sich wieder großentheils durch eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen ihren Glauben auszeichnen), hoch in Ehren halten, selbst wenn sie nicht zu den Frömmsten gehören und die Kirchen selten oder gar nicht besuchen. Sie hassen die Vertreter, die sich der Heiligkeit der Lehre, die sie predigen, nicht würdig zeigen und ihre Macht mißbrauchen, aber sie beugen sich in Demuth vor der Erhabenheit des Glaubens und seines heiligen Stifters. Wenige aber sind in ihrer Erkenntniß so weit vorgeschritten, um zu begreifen, daß ihr Glaube, so wie er jetzt ist, nicht ohne die Priester bestehen kann. Im Ganzen hatte mich jenes Gespräch sehr interessirt, denn es hatte mir gezeigt, daß gebildete Italiener auf dem Gebiete ihres Dogma's durchaus nicht fest stehen und sehr leicht zu erschüttern sind. Das bedeutet etwas für die Zukunft.

Heftiger dagegen stritten sie für ihr Vaterland, als wir auf die Künste zu sprechen kamen und auf den Talentreichthum der verschiedenen Nationen. Der Blaßblonde und Blaßgelbe kam deswegen expreß aus dem Cabriolet herein in die Kutsche, wahrscheinlich weil er sich in dieser Branche sehr fest im Sattel fühlte oder dünkte.

Er setzte sich neben mich hin und sagte mir in's Gesicht, daß, was die bildenden Künste und die Poesie beträfe, wir Deutschen die Segel unbedingt vor den Italienern streichen müßten. Ueberhaupt sei der Italiener von der Natur viel reicher ausgestattet als der Deutsche; er ließe es gelten, daß wir mehr Fleiß hätten, mehr hartnäckiges, ausdauerndes Studium auf eine Wissenschaft zu verwenden im Stande wären, deshalb möchten wir auch gelehrter zu nennen sein, allein was natürliche Anlage beträfe, stünden wir den Südländern, so einst als jetzt, unbedingt nach. Und warum kämen denn die Deutschen immer nach Italien? Weil sie erst dort sich Stoff für ihre arme Phantasie holen müßten, den ihnen ihr eben so armes Land versagte. Es wäre also natürlich, daß die im reichern Lande Gebornen, von

mich, als wir jene Gegenden durchzogen, und ich weiß nicht, ob der gesegnete Genius dieser Stelle mich im Traume leise gemahnt hat: Du bist in meiner Nähe.

Ehe wir an die berühmte Stelle kamen, die sich bei Le Vene, einem kleinen Oertchen, befindet, betrachteten wir im Scheine des wiederaufgegangenen Mondes den von den Longobarden angelegten majestätischen Aequäduct, der zugleich als Brücke von einem Berge zum andern dient. Seine aus dem weißlichen Kalkstein des Apennin geschaffenen Riesenglieder schimmerten im Mondesglanze, der alles Hohe und Erhabene noch höher und erhabener erscheinen läßt, und daneben erhob sich stolz die trotzige Burg der spoletanischen Herzöge des Mittelalters.

Rasch, wie die Erscheinungen in einer Zauberlaterne, flogen diese Bilder an uns vorüber, und als ich mich wieder von Schlaf und Traum berührt fühlte, war es mir, als hätte ich eine Schilderung im Ariost gelesen, und als sollte die hohe Schönheit Alcina's von Schloß und Brücke herniederwinken; denn solche Gegenden und solche Bauten müssen dem Sänger des Orlando furioso vorgeschwebt haben.

An dem malerisch gelegenen Trevi vorüber, kommt man nach Foligno. In den letzten Städtchen und kleinen Orten waren noch die Ehrenpforten zu sehen, die man für den Papst errichtet hatte, und uns wär es vergönnt, nachträglich darunter hinwegzufahren. Man schien viel an diesen Putz gewendet zu haben, denn die Marca kann es noch am ersten, da sie die reichste Provinz des Kirchenstaates ist.

Leider kam von diesem Thema eine Unterhaltung über Papst und Religion her, und ich war in dem Augenblicke nicht stark genug, den Vertrag zu ehren, und opponirte heftig. Die fünf jungen Italiener waren sämmtlich schmerzlich betroffen, unter Anderm zu hören, daß ich an keinen Teufel in Person glaubte, an keinen bösen Engel mit großen Flügeln, der schadenstiftend durch die Welt saust.

Bald hatte ich abermals die Gelegenheit, zu bemerken, wie schon oft in Italien, daß die Italiener das Regiment und die Macht der Preti hassen und verabscheuen, aber ihre santissima

religione, ohne welches Beiwort sie letztere gar nicht nennen (was allen Protestanten zum Muster aufgestellt werden könnte, die sich wieder großentheils durch eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen ihren Glauben auszeichnen), hoch in Ehren halten, selbst wenn sie nicht zu den Frömmsten gehören und die Kirchen selten oder gar nicht besuchen. Sie hassen die Vertreter, die sich der Heiligkeit der Lehre, die sie predigen, nicht würdig zeigen und ihre Macht mißbrauchen, aber sie beugen sich in Demuth vor der Erhabenheit des Glaubens und seines heiligen Stifters. Wenige aber sind in ihrer Erkenntniß so weit vorgeschritten, um zu begreifen, daß ihr Glaube, so wie er jetzt ist, nicht ohne die Priester bestehen kann. Im Ganzen hatte mich jenes Gespräch sehr interessirt, denn es hatte mir gezeigt, daß gebildete Italiener auf dem Gebiete ihres Dogma's durchaus nicht fest stehen und sehr leicht zu erschüttern sind. Das bedeutet etwas für die Zukunft.

Heftiger dagegen stritten sie für ihr Vaterland, als wir auf die Künste zu sprechen kamen und auf den Talentreichthum der verschiedenen Nationen. Der Blaßblonde und Blaßgelbe kam deswegen expreß aus dem Cabriolet herein in die Kutsche, wahrscheinlich weil er sich in dieser Branche sehr fest im Sattel fühlte oder dünkte.

Er setzte sich neben mich hin und sagte mir in's Gesicht, daß, was die bildenden Künste und die Poesie beträfe, wir Deutschen die Segel unbedingt vor den Italienern streichen müßten. Ueberhaupt sei der Italiener von der Natur viel reicher ausgestattet als der Deutsche; er ließe es gelten, daß wir mehr Fleiß hätten, mehr hartnäckiges, ausdauerndes Studium auf eine Wissenschaft zu verwenden im Stande wären, deshalb möchten wir auch gelehrter zu nennen sein, allein was natürliche Anlage beträfe, stünden wir den Südländern, so einst als jetzt, unbedingt nach. Und warum kämen denn die Deutschen immer nach Italien? Weil sie erst dort sich Stoff für ihre arme Phantasie holen müßten, den ihnen ihr eben so armes Land versagte. Es wäre also natürlich, daß die im reichern Lande Gebornen, von

mich, als wir jene Gegenden durchzogen, und ich weiß nicht, ob der gesegnete Genius dieser Stelle mich im Traume leise gemahnt hat: Du bist in meiner Nähe.

Ehe wir an die berühmte Stelle kamen, die sich bei Le Vene, einem kleinen Oertchen, befindet, betrachteten wir im Scheine des wiederaufgegangenen Mondes den von den Longobarden angelegten majestätischen Acquäduct, der zugleich als Brücke von einem Berge zum andern dient. Seine aus dem weißlichen Kalkstein des Apennin geschaffenen Riesenglieder schimmerten im Mondesglanze, der alles Hohe und Erhabene noch höher und erhabener erscheinen läßt, und daneben erhob sich stolz die trotzige Burg der spoletanischen Herzöge des Mittelalters.

Rasch, wie die Erscheinungen in einer Zauberlaterne, flogen diese Bilder an uns vorüber, und als ich mich wieder von Schlaf und Traum berührt fühlte, war es mir, als hätte ich eine Schilderung im Ariost gelesen, und als sollte die hohe Schönheit Alcina's von Schloß und Brücke herniederwinken; denn solche Gegenden und solche Bauten müssen dem Sänger des Orlando furioso vorgeschwebt haben.

An dem malerisch gelegenen Trevi vorüber, kommt man nach Foligno. In den letzten Städtchen und kleinen Orten waren noch die Ehrenpforten zu sehen, die man für den Papst errichtet hatte, und uns wär es vergönnt, nachträglich darunter hinwegzufahren. Man schien viel an diesen Putz gewendet zu haben, denn die Marca kann es noch am ersten, da sie die reichste Provinz des Kirchenstaates ist.

Leider kam von diesem Thema eine Unterhaltung über Papst und Religion her, und ich war in dem Augenblicke nicht stark genug, den Vertrag zu ehren, und opponirte heftig. Die fünf jungen Italiener waren sämmtlich schmerzlich betroffen, unter Anderm zu hören, daß ich an keinen Teufel in Person glaubte, an keinen bösen Engel mit großen Flügeln, der schadenstiftend durch die Welt saust.

Bald hatte ich abermals die Gelegenheit, zu bemerken, wie schon oft in Italien, daß die Italiener das Regiment und die Macht der Preti hassen und verabscheuen, aber ihre santissima

religione, ohne welches Beiwort sie letztere gar nicht nennen (was allen Protestanten zum Muster aufgestellt werden könnte, die sich wieder großentheils durch eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen ihren Glauben auszeichnen), hoch in Ehren halten, selbst wenn sie nicht zu den Frömmsten gehören und die Kirchen selten oder gar nicht besuchen. Sie hassen die Vertreter, die sich der Heiligkeit der Lehre, die sie predigen, nicht würdig zeigen und ihre Macht mißbrauchen, aber sie beugen sich in Demuth vor der Erhabenheit des Glaubens und seines heiligen Stifters. Wenige aber sind in ihrer Erkenntniß so weit vorgeschritten, um zu begreifen, daß ihr Glaube, so wie er jetzt ist, nicht ohne die Priester bestehen kann. Im Ganzen hatte mich jenes Gespräch sehr interessirt, denn es hatte mir gezeigt, daß gebildete Italiener auf dem Gebiete ihres Dogma's durchaus nicht fest stehen und sehr leicht zu erschüttern sind. Das bedeutet etwas für die Zukunft.

Heftiger dagegen stritten sie für ihr Vaterland, als wir auf die Künste zu sprechen kamen und auf den Talentreichthum der verschiedenen Nationen. Der Blaßblonde und Blaßgelbe kam deswegen expreß aus dem Cabriolet herein in die Kutsche, wahrscheinlich weil er sich in dieser Branche sehr fest im Sattel fühlte oder dünkte.

Er setzte sich neben mich hin und sagte mir in's Gesicht, daß, was die bildenden Künste und die Poesie beträfe, wir Deutschen die Segel unbedingt vor den Italienern streichen müßten. Ueberhaupt sei der Italiener von der Natur viel reicher ausgestattet als der Deutsche; er ließe es gelten, daß wir mehr Fleiß hätten, mehr hartnäckiges, ausdauerndes Studium auf eine Wissenschaft zu verwenden im Stande wären, deshalb möchten wir auch gelehrter zu nennen sein, allein was natürliche Anlage beträfe, stünden wir den Südländern, so einst als jetzt, unbedingt nach. Und warum kämen denn die Deutschen immer nach Italien? Weil sie erst dort sich Stoff für ihre arme Phantasie holen müßten, den ihnen ihr eben so armes Land versagte. Es wäre also natürlich, daß die im reichern Lande Gebornen, von

reichern Anschauungen Gesättigten auch mehr Phantasie, mehr schöpferische Kraft haben müßten.

Ich fragte nur: ob er in Deutschland gewesen und ob er deutsch verstehe? Er mußte verneinen. Deutsche Dichter kenne er jedoch aus französischen Uebersetzungen.

Ich lachte laut auf und sagte: „So können Sie auch über deutsche Poesie nicht richten. Wollen Sie aber nach französischen Uebersetzungen über die deutsche Sprache und Dichtung das Urtheil sprechen, so ist das gerade derselbe Fall, wie wenn Sie sich über die Wirkungslosigkeit eines Extracts beklagen, zu welchem Wasser hinzugekommen ist. Das Wasser ist die Uebersetzung, der Trank ist Ihnen nicht rein und unvermischt gereicht worden, Sie können also keine Wirkung, oder nicht die gehoffte verspüren." Dann machte ich ihn auf das große Talent der Ristori aufmerksam, deren Urtheil über deutsche Poesie wohl ein günstigeres sein müsse, und eines, das ihrer hohen Künstlernatur nach auch am schwersten in die Wagschale falle, und welche Schillers „Maria Stuart" für sich habe übersetzen lassen, und selbige Rolle zu einer ihrer Hauptpartien gemacht. Ich sagte ihm ferner, daß Deutschland das, was es bis jetzt geworden, aus sich selbst heraus habe schaffen müssen, daß seine Sprache als Originalsprache, welche nicht die Tochter einer erhabenen Mutter sei (wie die italienische von der lateinischen), allerdings noch vieler Vervollkommnung und Verfeinerung bedürfe, aber derselben auch fähig sei, daß Deutschland erst seit einigen Jahrhunderten zu höherem Geistesleben erwacht sei, und also auf der Leiter der Bildung und des Fortschritts noch das Größte vor sich habe, während Italien in der Gegenwart als ein Verfallenes, ein immer mehr Verfallendes in jeder Beziehung dastehe.

Ich schloß: „Italien ist ein Greis, der sich überlebt hat, Deutschland ein zum Manne aufstrebender Jüngling, was seine Kunst und Wissenschaft, den Fortschritt überhaupt betrifft. Ueber ein Werdendes kann aber nicht abgeurtheilt werden, wie über ein längst Abgeschlossenes. Könnten Sie Schillers Fiesco, Carlos und Geisterseher in der Ursprache lesen und verstehen,

Sie würden darauf schwören, er habe seine Phantasie an Italiens und Spaniens Natur und Schönheit getränkt, und er ist nie aus Deutschland herausgekommen. Wo ist nun mehr Talent und Verdienst des Talents, wo ist mehr Phantasie? Wo sie tägliche leibliche Anschauung wiedergiebt, oder wo sie ganz und gar ohne solche, nach dürren gegebenen Bücherschilderungen malt, als hätte sie das Niegesehene gesehen und genossen?

Mein Widersacher ging auf den Klang der deutschen Sprache über, aber ich warf ihm gleich ein, nicht mehr geneigt, auch nur einen Fuß breit zu weichen, daß man den Geist einer Sprache noch nie aus ihrem Klange kennen gelernt habe, und daß es überhaupt besser sei, sich einer Sprache bedienen zu können, die auf eigenen festen Füßen stehe, und noch eine große Zukunft vor sich habe, als eine, die nur immer den Mantel einer großen Vergangenheit um sich schlagen müsse, um die Dürftigkeit der Gegenwart zu verhüllen, einer Zukunft nicht zu gedenken (da die Geschichte kein Beispiel zeige, wo eine gesunkene Nation sich je wieder sammt Sprache, Künsten und Wissenschaften auf den Gipfelpunkt alter Höhe geschwungen habe).

Dieser Streit, noch viel weiter ausgeführt als hier, hatte uns gegenseitig etwas erbittert. Der Blaßblonde kaute mit Unbehagen seine Confettis aus Foligno, welche dort von wunderbarer Güte bereitet werden, und mir schmeckten sie gar nicht mehr, denn ich bedauerte, daß Nationaleifer das gute Einvernehmen gestört hatte.

Es ist etwas Eigenthümliches um diesen Eifer, der sich auf eine unsichere Grenze zwischen zwei Stücken Erde, denen man oft gar keine Verschiedenheit anmerkt, freilich bedeutungsvoller auf Sprache und Sitten gründet! Zwei Menschen können sich schon recht gut sein, da kommt, wenn sie von verschiedenen Nationen sind, der eben erwähnte Eifer, noch gar kein Haß, nein, nur ein Eifer, der selbst bei gegenseitiger Anerkennung der Vorzüge besteht, und reißt sie auseinander. Die Lücke ist aber schwer wieder zu füllen.

Wir hatten gestritten bis Macerata, wo wir des Nachts um 12 Uhr ankamen. Nur selten hatten uns die wild romantischen

herrlichen Gegenden bei der zweiten Uebersteigung des hier gespaltenen apenninischen Gebirgsrückens zu ableitenden Freudenrufen veranlaßt. Unvergleichliche Scenen wunderbar geformter Felsen, die von ferne Ruinen scheinen, herrliche, dunkelgrüne Kastanienwälder, an schroffe Abhänge gelehnt, und brausende Gießbäche, die von Fels zu Fels stürzen, bietet die ungemein jähe Herabfahrt vom Gebirg in's Thal dar. Die Ausläufer des Apennin drängen bis Ancona, also bis dicht an's Meer vor, und reiche, fruchtbare, schönbebaute Thäler wechseln mit dunkelbewaldeten Höhen ab. Der kahle Fels verliert sich immer mehr, und ringsum herrscht augenstärkendes Grün von selten schöner, gesättigter Farbe.

Meine Ueberraschung bei diesem Anblick war am Morgen so groß, daß ich gar nicht glaubte, im Kirchenstaate, sondern in der Campagna felice des Regno zu sein. Da waren die dunkelgrünen Hanffelder, da lachte die Granate dazwischen, da schlangen sich Weinreben von Ulme oder Oelbaum zu Oelbaum, Mandel- und Feigenbäume strotzten von Früchten, und ganze große Berge hinan grenzte Feld an Feld und schimmerte in seinem helleren oder dunkleren, gelblichen oder röthlichen Kleide. Wie große ausgebreitete Tücher lagen die regelmäßigen, üppigen Felder da.

Schon in Macerata regnete es fürchterlich, und meine frühere Reisegesellschaft verließ mich dort bis auf den Proselytenmacher, den Marchese aus Loretto, der es jedoch aufgegeben hatte, mich bekehren zu wollen. Der Abschied war rührend trotz der früheren Nationalstreitigkeiten. Er hob alles Herbe auf und ließ uns nur bei dem Gedanken verweilen, daß es ein Abschied für's Leben war, so schnell gewöhnt man sich auf Reisen aneinander, wenn man kein trockner Engländer ist.

In Rom hatten sie noch keine Nachricht gehabt, daß die Dampfschiffe des Lloyd ihre Fahrt nach dem Orient geändert hatten; in Macerata erfuhr ich das Unglück, und daß ich also würde genöthigt sein, mehre Tage in dem traurigen Ancona zuzubringen, ehe das nächste Lloyddampfschiff vom Orient zurück- und dorthin kommen würde. Ich polterte herzhaft über

diese mangelhaften Einrichtungen, weil ich natürlich meine Abreise von Rom anders eingerichtet haben würde, wenn ich dies dort erfahren hätte.

Ein dunkelblonder Postbeamter mit schönem Bart redete mir freundlich zu, mußte aber über meine komische Verzweiflung und meine Ausbrüche des Zorns über den Kirchenstaat und seine Krähwinkelinstitute häufig lachen. Ich schenkte ihm für seine freundlichen Bemühungen, mich zu trösten, als Andenken eine leere Weinflasche, die ich nicht mehr weiter schleppen mochte, weshalb die ganze Post in großartige Heiterkeit gerieth. In Loretto verlor ich den schönen Marchese, der schon immer viel von seiner ihn erwartenden Mutter geschwärmt hatte.

Ich betrachtete mir ihn zum letzten Male genau. Er hatte ein frisches Gesicht mit feinen, schwarzen Bärten, keinen vom Knoblauchessen gelben Teint, wie die meisten der übrigen Mitfahrenden. Doch ich will nicht behaupten, daß sie durch den Genuß zu vielen Allio's so gefärbt waren. Seine Nase war fein gebogen, stand aber, wie so viele gewisse erbliche Familiennasen von ausgezeichnetem Schnitt, ein wenig schief im Gesicht, was jedoch dem Ganzen einen pikanten Ausdruck angenehmer Unregelmäßigkeit verlieh. Der Mund war klein und von schönen Zähnen geziert, die Augen groß und dunkelblau, die Haare schwarz. Er hatte etwas ungemein Chevalereskes in seinem Wesen, etwas Schelmisches in seinen Augen, war halb cordial, halb herablassend zu den übrigen Mitreisenden, ungemein galant gegen mich Eretica, will sagen „Ketzerin", und erinnerte sich nur jetzt, in Loretto angekommen, wo ihn der Postsecretär kannte und sehr höflich behandelte, seiner Marchesenschaft insoweit, daß er weniger herzlich von mir Abschied nahm, als er sich bisher gezeigt hatte. Es regnete fürchterlich, als ich mit einer in ihre Heimat in der Romagna zurückkehrenden Kammerzofe irgend welcher römischen Gräfin, das vielbeschriebene Heiligthum zu Loretto besuchte. Sie sah mich erstaunt an, weil ich nicht, wie sie, die Ziegelmauern des Hauses der Maria küßte.

Es war drückend voll von fremden Pilgern in dem kleinen Tempel, und dazu marschirten noch immer die singenden und

psalternden Priester und Ministranten, gefolgt von einem ganzen Schwarm recitirender Frommen, von einem Altar zum andern, und schwangen die Räuchergefäße so kühn nach allen Seiten hin, daß man immer Sprünge machen mußte, um nicht mit ihnen in Berührung zu kommen. Der viele Weihrauch machte mir Kopfschmerz, und ich dankte Gott, als ich wieder in der Kutsche saß, wo mich die Zofe noch immer mit Blicken des Mitleids und des Staunens ansah. Meine letzten Bonbons von Foligno, überzuckerte Pinienkörner, Cacaobohnen und dergl., versöhnten sie wieder einigermaßen mit meiner Kälte gegen die Maria und ihr Ziegelhaus.

Ancona liegt amphitheatralisch zwischen den Bergen St. Giriaco und Guasco, und mein Herz bebte, als ich nun die letzte Höhe vom Apennin und in das letzte Thal am Meeresstrande Italiens, herniederfuhr. Da lag das adriatische Meer, von Wind und Regen gegeißelt, vor mir; ich hatte die ganze Halbinsel quer durchschnitten, denn vor kurzem erst trennte ich mich vom tyrrhenischen Meere da drüben auf der andern Seite. Der Hafen von Ancona ist schön, weit offen, und war belebt durch viele große Schiffe. Ganz nahe lag ein Dampfer, der entsetzlich rauchte. Der Conducteur bezeichnete ihn mir als ein englisches Schiff. — Schiffe, die oben schwarz und unterhalb röthlich angestrichen, seien stets britische. Wahrscheinlich werde dieses Schiff nach Triest fahren, aber ob es Passagiere nehme, sei zweifelhaft. Ich trieb zur Eile an, um dies zu erfahren. Durch enge, gewundene, schmutzige Gassen, denen die Wäsche des Regens recht nothwendig war, drangen wir bis zum Postgebäude vor. Dort nickte mir der blaßblonde Disputirgeist, der, seit er sich auf unserm Schlachtfelde überwunden gesehen hatte, schweigend in's Cabriolet zum Freunde Medea's zurückgekehrt war und dort beim Taubstummen Studien gemacht hatte, wie man sich ohne die vielfach bestrittene laute Methode verständlich machen könne, einen leichten Gruß zu, und nahm eher feindlich als freundlich von mir Abschied. Ich fand in einem, dem Diligencebureau gegenüber gelegenen Gasthofe ein Unterkommen, und mußte mich alsbald auch vom alten behäbigen Con-

ducteur trennen, der in der nächsten Stunde nach Bologna weiterfuhr. Der Regen strömte unaufhörlich hernieder, und ich schlief den ganzen Nachmittag, da ich nun seit ziemlich drei Tagen und zwei Nächten ununterbrochen gerädert worden war.

Gegen Abend versuchte ich einen Spaziergang nach dem Hafen, wo ein heftiger, kalter Wind wehte, weshalb ich nach kurzer Besichtigung des ungemein zierlichen Triumphbogens Trajans, der aus weißem Marmor gebaut ist und am Eingang zum alten Hafen steht, in meine Locanda, die von Orientalen wimmelte, wie auch noch von unterschiedlichem Andern, zurückkehrte.

Der Wirth, der, wie gewöhnlich in Italien, Alles selbst mitkochte und leider auch beleckte, wollte mir durchaus seine gebackenen Seefische aufdringen, die ihren üblen Geruch durch das ganze Haus verbreiteten. Es war ziemlich derselbe Duft ätzender Art, der durch ganz Ancona herrscht, und den man am besten mit dem Geruch des Salmiaks vergleichen kann, da sein Ursprung auch so ziemlich derselbe unsaubere ist. Ich aß von den Fischen also nichts, da ich ohnedies vor diesem Gethier eine angeborne Abneigung habe. Unterdessen hatte sich des Hauses Factotum, ein Lohndiener habgierigster Klasse, der stets beweisen wollte, daß er einige wenige französische Brocken irgendwo aufgelesen habe, nach dem englischen Dampfer erkundigt. Er nahm Passagiere auf, und es galt nur, die Adresse zu erforschen, wo die Billets ausgegeben wurden. Am andern Morgen, wo die Sonne wieder lachte, machte ich mich auf, das Nöthige zu erfahren. Mit meinem Paß, da er nach Oesterreich lautete, wurden hier keine großen Umstände gemacht. Wohlthätig war der Anblick des Handels und regen Verkehrs in der Hafenstadt, der einzigen im Kirchenstaate, welche ihn bietet. Ueberall die offnen, reich decorirten Läden, die Luxusgegenstände zu sehen, die der Austausch nach dem Orient zurückbringt, und die Gruppen von calculirenden Kaufleuten, größtentheils Juden, auf allen Plätzen, in Kaffee's und an Straßenecken, das Hin- und Herschaffen der Waarencolli, das Alles nöthigte mich unwillkürlich zu dem Vergleiche mit Loretto, wo es still, unheimlich still ist.

wo man nur geweihte Kerzen, Heiligenbilder und Rosenkränze in den Läden und auf Schautischen sieht, und Gebete murmeln und Sang wallfahrender Pilger hört.

Nachmittags ließ ich mich beim schönsten Sonnenscheine mit meinem Koffer nach dem auf der Rhede liegenden Engländer gondeln. Ich hatte wieder ein deutsches sentimentales Gefühl, als ich abstieß vom Ufer, und so die schöne Halbinsel vielleicht auf Nimmerwiedersehen verließ. Vom Schiffe aus gesehen nahm sich Ancona mit seiner Citadelle, seinen theils mit anmuthigen Häusern besetzten, theils in frischem Grün prangenden Hügeln noch weit stolzer und stattlicher aus, als es mir bisher erschienen war, und immer wieder weilte der Blick auf dem schönen, lebendigen, ächt südlichen Bilde.

Das Schiff des Capitains Burns, also eines Irländers, wie der Name lehrt, kam von Corfu und den andern englischen Inseln, wo es Waaren aufgenommen und erst abgesetzt hatte, und nun noch in Ancona eine Tracht Ziegen- und Lammfelle abholte, welche in England zugerichtet werden und dann wieder nach Italien zurückkehren, um verarbeitet zu werden, nämlich größtentheils zu Handschuhen. Wenn man also einen neapolitanischen Handschuh anzieht, die bekanntlich berühmt sind, muß man annehmen, daß das Leder dazu schon eine weite Reise gemacht hat, denn die Italiener verstehen es nicht, dasselbe so herzurichten, wie die Engländer, und die italienischen Handwerker machen als Gesellen keine großen Wanderungen, oder nur höchst selten, so daß sie vom Auslande nichts lernen können. Folglich beziehen sie das bearbeitete Leder, das in ihrem Vaterlande auf dem Rücken der herrlichen Ziegen und Schafe gewachsen ist, wieder von England.

Es wurde sehr spät, bevor wir die Anker lichten konnten, denn die Lieferungen waren später, als sie sollten, eingetroffen, und das ganze Schiffsvolk und auch gedungene Italiener arbeiteten fast bis Abends zehn Uhr, um die ungeheuren Waarenballen aus den kleinen italienischen Schiffen, welche den Engländer umgaben, in die Schiffsräume des letzteren zu stopfen. Die Kraniche flogen hin und her, und mir machte es großes

Vergnügen, die Verschiedenheit des Benehmens bei der Arbeit in den verschiedensten Nationen, wie Italiener und Engländer sind, zu beobachten. Schon beim Einsteigen in das Schiff war mir der Anblick der sorgfältig und reinlich gekleideten englischen Matrosen, die, wenn auch ohne viel Redens und ohne alles Gesticuliren, meine Effecten heraufschaffen halfen, auffallend gewesen. Ich war neuerdings sehr an die italienische Lebhaftigkeit, Gewandtheit, aber auch Liederlichkeit im Arbeiten gewöhnt worden, wogegen nun die Sicherheit, Ruhe, fast Würde und Schweigsamkeit der Engländer bei ihrem Thun, mich zugleich deutsch anheimelnd, gewaltig abstach. Dasselbe bemerkte ich an ihrer Thätigkeit beim Kranich. Die Engländer arbeiteten still und in einem gewissen Tacte, die Italiener laut und ohne Tact, wenn sie sich nicht gerade der englischen Ordnung fügen mußten.

Capitän Burns hatte gerechnet, um 8 Uhr abzufahren, aber wir sahen noch über den köstlichen Gefilden und Bergen, welche Ancona umgeben, den Vollmond aufgehen. Ach das war ein unvergleichlicher Anblick! Citadelle und Thürme der Stadt traten schwarz zurück mit ihren Silhouetten gegen den verklärten Nachthimmel, und auf dem Meere bildete sich eine goldglänzende, zitternde Milchstraße.

Geschlafen wurde nicht viel, die Nacht war so mild, so südlich, der Mondschein so feenhaft, und in den Regionen des Wassers herrschte tiefe Ruhe. Nur unser Schraubendampfer regte die friedlich gesinnten Ungeheuer, die Wogen, an diesem Abende auf, und das Rad hinten an der Schraube durchfurchte sie allein so heftig, daß sie hinter ihm her einen weißschäumenden, im Goldglanze des Mondes schimmernden Schweif bilden mußten. So zogen wir kometenartig dahin. Die Erschütterung durch die Schraube war sehr gering, und obgleich ich mich im Anfang nicht ganz frei fühlte von Schwindel, als unser Leviathan sich in Bewegung setzte, so verlor sich das unheimliche Gefühl nach kurzer Gewöhnung ganz und ich promenirte vergnügt auf dem Deck hin und her, wo ich endlich auch meinen Schildkröten einen Spaziergang in freier Luft gestatten konnte.

Die Reisegesellschaft war an Zahl nur gering, denn das

Schiff hatte wenig Raum für Passagiere, die ihm Nebensachen waren. Doch wurden wir von Capitän Burns, der ein ruhiger freundlicher, gemessener, aber höchst zuvorkommender Insulaner war, durchaus nicht nebensächlich behandelt. Im Gegentheil, nach langer Zeit erblickte ich wieder einmal einen ächt nordischen reichbeladenen Theetisch in seiner Cajüte, an den wir Alle natürlicher Weise gehörten, weil wir mit Beköstigung bezahlt hatten. „esclusivo die geistigen Getränke," besagte das in englischer und italienischer Sprache abgefaßte Passagierbillet. Allein nach eingenommenem Thee, mit alle dem was nach englischen Ansichten und Magenforderungen dazu gehört, bat uns der gentile Capitän, mit ihm ein Glas Sherris aus seinem Weinkeller auf die Gesundheit seiner Passagiere zu trinken. Dazu wurde Schiffszwieback geknackt und Südfrüchte, welche noch zum Thee gehörten, genossen. Diese Behandlung ließ sich ertragen, besonders da der Ueberfahrtspreis, den ich bezahlt hatte, ein sehr geringer war und billiger als der an Bord des Lloyd geforderte.

Die Passagiere bestanden großentheils aus Griechen von den Inseln, darunter eine stark weiß und roth geschminkte Brünette war, von langer schöner Gestalt und sehr anständig gekleidet, deren Malerei aber dem ganzen Schiffe großen Spaß machte. Sie war nicht mehr ganz jung und strebte sichtlich, die fliehenden Reize noch ein wenig aufzuhalten. Sie war der Obhut des Capitäns von ihren Verwandten besonders anvertraut worden, und wollte von Triest nach Venedig gehen, um dort einige Zeit zuzubringen.

Eine griechische Familie, Vater, Mutter und zärtlich geliebter Sprößling, dazu eine Cameriera, braun und ächt südlich in Bewegungen und Reden, bildeten die Mehrzahl der Passagiere. Außerdem war noch ein junger, auf Santa Maura geborner Engländer und ein italienischer Kaufmann auf dem Schiffe, sowie der Capitän zu seiner Gesellschaft oder aus geschäftlicher Nothwendigkeit noch eine Art Assistent oder Dolmetscher von Corfu mitgenommen hatte. Letzterer war halb Grieche, halb Engländer von Geburt, wie er selbst bekannte, ein hochgewachsener schöner Mann, höchstens in den Dreißigen, dessen dunkel-

glühende Augen verliebt und schelmisch um sich blickten. Er beabsichtigte, mit dem Capitän nach England zu gehen, welche Reise er schon oft in Geschäften, welcher Art, weiß ich nicht, gemacht hatte. Der sehr junge, auf Maura gebor'ne Engländer wollte das Vaterland seiner Eltern zum ersten Male besuchen und seinen Weg dahin durch Deutschland nehmen; die griechische Familie ging nach Wien, um sich dort vergnügt zu machen. Dieselbe mußte sehr reich sein, denn die Dame, auch nicht mehr ganz jung, aber ungeschminkt, schwebte in den schwersten Stoffen mit vielem Schmuck behangen auf dem Decke dahin. Sie sprach wenig, hatte etwas orientalisches Phlegma, aber auch die dazu gehörige Grazie in ihrem Wesen und zeigte sich meistentheils mit einem dunkelblauen Schleier über dem Gesichte, doch ohne Hut.

Der braune, schwarzäugige Knabe von sechs bis sieben Jahren war sehr wild, ausgelassen und befehlerisch, wurde jedoch vom Capitän sehr gehätschelt. In der Ehe selbst schien keine Harmonie zu herrschen, denn der Mann, ein häßlicher kleiner, brauner Grieche, war ziemlich albern, jede seiner Bemerkungen und zusammengestoppelten Erzählungen, die er bei Tische vorbrachte, erregten ein homerisches Gelächter und man forderte ihn deshalb auf, immer mehr zu reden, was er sehr bereitwillig that, während die verschleierte Frau darunter zu leiden schien.

Eine Speculationsheirath, sagte der junge Engländer zu mir, der die Verhältnisse der Familie kannte. Er ist albern, sie ist unglücklich, er ist geizig, obgleich enorm reich, und sie liebt Pracht und große Reisen. Nur mit unsäglicher Mühe hat sie ihn vermocht, nach Wien zu gehen; es koste zu viel Geld, sagt' er.

Auf dem Schiffe herrschten drei Sprachen, englisch, italienisch und griechisch. Die Griechen sprachen alle vollkommen italienisch und ziemlich gut englisch. Capitän Burns, der nicht italienisch sprach, konnte sich recht gut mit ihnen verständigen, ausgenommen mit der schweigsamen Verschleierten, welche sehr schwach in der englischen Sprache war. Mit den italienischen Kaufleuten und Matrosen in Ancona redete der Dolmet-

scher für den Capitän. Vom Dolmetscher kann man sagen, daß er alle Sprachen gleich gut sprach. Sprach er englisch, war er ganz Engländer, bis in seine Bewegungen, sprach er italienisch oder griechisch, war er ganz Südländer.

Ich war dem Capitän schon von Ancona aus als eine Engländerin angekündigt worden, wofür ich überhaupt immer in Italien angesehen wurde. Selbst der Capitän hielt mich lange dafür, bis ich durch einen jungen Frankfurter Kaufmann, der, ich weiß nicht warum, wohl besuchsweise in Ancona das Schiff auf einige Zeit bestieg, verrathen wurde. Er redete zwar fertig italienisch, mischte aber scherzweise ein deutsches Wort ein, was die Andern natürlich überhörten. Ich aber trat herzu, und nun gab es eine rührende Erkennungsscene, und die Griechen und Italiener horchten auf die fremden Laute, die wieder anders klangen als die englischen, mit unverhohlenem Staunen.

In den Cajüten herrschte etwas Stickluft, und ich hätte gewiß gar nicht geschlafen, wenn mir die überaus redselige Zofe der Griechin nicht ihr Schlafsopha abgetreten und sich statt meiner in die Koje gelegt hätte. Sie saugte sich sehr an mich fest, und am andern Morgen, wo sie mich schon zeitig weckte, um wieder mit mir reden zu können, hatte sie mich bereits so lieb, daß sie mich küßte. Es war ein lebhaftes, gewandtes Ding, das, ohne in die Schule gegangen zu sein, drei Sprachen fertig sprach, und sich vornehm zu geberden wußte. Sie wurde auch von Allen sehr zuvorkommend behandelt, und noch immer klingt mir der weiche hohe melancholische Ton ihrer Redeweise im Ohre. Ihre Herrin schlief lange, vielleicht, weil der Blumenduft sie betäubt hatte, denn ihre kleine Cajüte war mit Blumen so überfüllt, daß ich sie schon nach kurzem Aufenthalt mit Kopfschmerz verlies. In einer der Commodenfächer, wo die Menschen auf den Schiffen wie Wäsche in verschiedenen Kästen über einander liegen und schlafen, gewahrte ich eine Art Feldaltar, vor welchem die Griechin des Abends niederkniete und betete, und wo auch der alberne Mann am andern Morgen kniete und Gebete murmelte.

Nach kaum vierzehnstündiger Fahrt, also nach einer sehr

glücklichen Reise, lag Triest im Sonnenglanze schimmernd vor uns da. Delphine umspielten das Schiff, wohl fünfzig Segel und Dampfschiffe zählte ich auf der weiten dunkelblauen goldglänzenden Wasserfläche in größerer und geringerer Entfernung vor uns; die Griechen saßen türkisch kauernd auf dem Deck und rauchten Papiercigarretten, deren Füllungsmaterial sie in einem an den Rockknöpfen herabhängenden, bundgestickten Lederbeutel trugen; die Damen umstanden die reiche Griechin und bewunderten deren Silberschmuck, welcher die Wappen der griechischen Inseln zierlich gravirt sehen ließ, und worunter das von Ithaka noch immer Ulysses Namen trägt, da hieß es plötzlich: Triest! und Alles lehnte sich über Bord und schaute in der Richtung des Landes hinaus.

Der Hafen sah stattlich aus, denn er wimmelte von Schiffen, ich zählte allein dreißig großmächtige Seedampfer, und vorn am Eingange lagen die neuen Kriegsdampfer Oesterreichs und die stolze „Adria“ war der größte der schwarzen Schwäne unter ihnen. Noch nicht von der Sonne gebräunt, lachten Triest's belaubte Hügel über die Stadt herein, und sie selbst lag so stolz, so weiß, so häuserreich vor uns da.

Jetzt hatte der Capitän zu commandiren, zu rufen, der Dolmetscher zu verdolmetschen; es war ein großartiger, aber höchst anregender Lärm, mit dem wir in den Hafen hereingelootst wurden. Unterdeß war nämlich der Lootse an Bord gekommen, und so bald er da ist, der das Fahrwasser kennt, übernimmt er die Leitung des Schiffes allein. Nun wurde der Anker losgedreht und acht Matrosen arbeiteten an dem Rade, auf welches die Riesenkette, die ihn hielt, gewunden war. Der andere Theil der Kette wurde ein Stück vom Schiffe in einem Kahne fortgefahren und an einem Pfahle in der See befestigt. Plötzlich lag das große Schiff still, und bald darauf sprangen die englischen Matrosen zum erfrischenden Bade, nach schwerer Arbeit, in die See, und machten ihre Schwimmkünste in der Nähe des Schiffs. Es war Sonntag; alle Glocken läuteten in der an Kirchen reichen Stadt, bunt bewimpelte Boote, mit weißen Baldachinen versehen, näherten sich unserm Koloß und

zeigten sonntäglich geputzte Leute, die eine Spazierfahrt auf das Meer machten; andere Boote kamen heran und fragten nach Passagieren, die aber nicht mitgekommen waren, und der Capitän wurde zum Sanitätsrath an's Land gerufen wegen der Quarantäne, da das Schiff vom Orient kam. Ich aber ließ die staunenden Griechen, die sich am Anschauen des noch nie gesehenen Eisenbahnzuges ergötzten, zurück, und eilte an's Land und in die Arme lieber Freunde.

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

28 -
30 -
~~10~~ -
15 -
15 -
25 -
25 -
10

